Erster Theil.

Gedanken, die sich auf Philosophie, Moral und schöne Wissenschaften beziehn.

Erster Abschnitt.

Von der Autorität in Betreff der Philosophie.

Die Achtung vor dem Alterthum ist heut zu Tage, in den Gegenständen, bei welchen sie am Wenigsten gelten sollte, auf dem Punkt, daß man aus allen seinen Gedanken Orakel macht und selbst aus seinen Dunkelheiten Geheimnisse, daß man nicht mehr ohne Gefahr etwas Neues vorbringen kann und daß die Worte eines (alten) Autors hinreichen die stärksten Gründe zu zerstören.

Meine Absicht ist nicht einen Fehler durch den andern zu bessern und den Alten gar keine Achtung zu beweisen, weil man ihnen zu viel beweist und ich will nicht ihre Autorität verbannen um ganz allein das Selbstdenken zu erheben, obgleich man ihre Autorität allein zum Nachtheil des eignen Vernunftgebrauchs aufrichten will. Aber man muß erwägen, daß unter den Dingen, die wir zu kennen streben, einige allein vom Gedächtniß abhängen und rein historisch sind, indem dann nur unser Zweck ist wissen zu wollen was die Autoren geschrieben haben; die andern aber hängen allein von dem Forschen der Vernunft ab und sind gänzlich dogmatisch, indem wir dann zum Zweck haben die verborgnen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wahrheiten zu entdecken. Nach dieser Unterscheidung muß man abmessen, wie weit die Achtung vor den Alten gehen darf.

In den Gegenständen, wo man allein erforschen will was die Autoren geschrieben haben, wie z. B. in der Geschichte, Geographie, Sprachen, Theologie, endlich in allen denen, die entweder die einfache Thatsache oder eine göttliche oder menschliche Anordnung zur Grundlage haben, muß man nothwendiger Weise auf ihre Bücher zurückgehen, weil alles, was man darüber wissen kann, in diesen enthalten ist, und es leuchtet ein, daß man nur da die vollkommne Erkenntniß von diesen Dingen finden kann und daß es nicht möglich ist noch etwas hinzu zu setzen. Also wenn die Frage ist, wer der erste König der Franzosen war, auf welchen Ort die Geographen den ersten Meridian verlegen, welche Worte in einer todten Sprache vorkommen u. d. m. welche andre Mittel giebt es das zu erfahren als die Bücher? Und wer könnte irgend etwas Neues zu dem, was sie uns darüber lehren, hinzufügen, da man ja eben nur wissen will, was sie enthalten? Die Autorität allein kann uns darüber aufklären.

Wo aber diese Autorität die größte Stärke hat, das ist in der Theologie, weil sie da unzertrennlich von der Wahrheit ist und wir diese nur durch jene kennen, so daß es, um den Dingen, die für die Vernunft die unbegreiflichsten sind, die volle Gewißheit zu geben, hinreicht sie in der heiligen Schrift nach zu weisen, wie man auch, um die Ungewißheit der wahrscheinlichsten Dinge zu zeigen, nur nach zu weisen braucht, daß sie nicht darin enthalten sind. Denn die Prinzipien der Theologie sind über der Natur und Vernunft und der Geist des Menschen, zu schwach um dazu durch eigne Anstrengung zu gelangen, kann diese hohen Einsichten nicht erreichen, wenn er nicht zu ihnen erhoben wird durch eine allmächtige und übernatürliche Kraft.

Anders ist es mit den Gegenständen der Sinne oder der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vernunft. Die Autorität ist hier unnütz, die Vernunft hat allein das Recht sie zu erkennen; beide haben ihre getrennten Rechte. Jene war so lange ganz im Vortheil, hier nun kommt diese an die Reihe zum Herrschen. Und da die Gegenstände dieser Art der Fassungskraft des Geistes angemessen sind, hat er vollkommne Freiheit sich hier aus zu breiten; seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit bringt unaufhörlich hervor und seine Erfindungen können zugleich ohne Ende und ohne Unterbrechung sein.

Auf diese Weise müssen die Geometrie, Arithmetik, Musik, Naturlehre, Arzeneikunde, Baukunst und alle die Wissenschaften, welche von Erfahrung und Nachdenken abhängig sind, erweitert werden um vollkommen zu werden. Die Alten fanden sie bloß aus dem Groben gearbeitet von denen, die ihnen vorangingen und wir werden sie denen, die nach uns kommen, in einem vollendetern Zustande nachlassen, als wir sie empfangen haben. Da ihre Vervollkommnung von Zeit und Arbeit abhängt, so ist klar, daß, wenn auch unsre Arbeit und Zeit uns weniger erworben hätte als ihre Bestrebungen von den unsern getrennt, doch alle beide mit einander verbunden mehr Wirkung haben müssen als jede für sich besonders.

Die Aufhellung dieses Unterschiedes muß uns lehren die Blindheit derer beklagen, die in Sachen der Naturlehre die einzige Autorität zum Beweise aufführen statt der Vernunft und der Erfahrung und muß uns Abscheu einflößen vor der Schlechtigkeit derer, die in der Theologie allein die Vernunft anwenden statt der Autorität der Schrift und der Kirchenväter. Man muß aufrichten den Muth jener furchtsamen Seelen, die in der Naturkunde nichts Neues zu erfinden wagen und niederwerfen den Uebermuth der Vermessenen, die in der Theologie Neues aufbringen. *)

*) Der Verfasser, nach seiner Denkweise, bezog dieses auch auf die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber das ist das Unglück des Jahrhunderts, man sieht in der Theologie viele neue Meinungen, die dem ganzen Alterthum unbekannt waren und die mit Hartnäckigkeit behauptet, mit Beifall angenommen werden; dagegen die Meinungen, die man in der Physik, wenn auch nur in kleiner Anzahl neu aufstellt, scheinen der Falschheit bezüchtigt werden zu müssen, sobald sie auch nur ein wenig gegen die angenommenen Meinungen anstoßen; gleich als wenn die Achtung, die man für die alten Philosophen hat, Pflicht wäre und als wenn die Achtung, welche man vor den ältesten Vätern hegt, bloß Höflichkeit wäre.

Ich überlasse es den Verständigen die Wichtigkeit dieses Mißbrauchs zu beachten, welcher die Ordnung der Wissenschaften auf so ungerechte Art umkehrt und ich glaube, daß wenige unter ihnen sein werden, die nicht wünschen, daß unsre Forschungen einen andern Gang nehmen möchten, da die neuen Erfindungen unfehlbar Irrthümer sind in theologischen Gegenständen, die man ungestraft entweihet, und dagegen unbedingt nothwendig sind zur Vervollkommnung so vieler anderer Gegenstände einer untergeordneten Gattung, die man jedoch nicht an zu rühren wagt.

Wir müssen unser Glauben und unser Mißtrauen gerechter vertheilen und unsre Achtung vor den Alten einschränken. Wie die Vernunft sie erzeugt, so muß sie ihr auch Maß und Ziel setzen. Wir müssen bedenken: wenn sie die Zurückhaltung geübt hätten nichts zu den empfangenen Kenntnissen

Protestanten, die ihm immer Ketzer sind wie andre Häretiker; aber es ist bekannt, daß der Protestantismus gerade diesen Grundsatz für sich zu seinen Gunsten anwendet. Wir wollen eben nichts Neues aufgebracht, sondern das Alte wieder hergestellt haben und behaupten, daß der Katholicismus in seinen Menschensatzungen allerlei Neues aufgebracht habe. Wie gewöhnlich es auch die Weise der Gegner ist so zu sprechen, als ob sie allein die Kirche bildeten, die allein alte und von jeher bestehende; so ist es doch für jeden, der nur sehen will, ganz klar, daß eben die evangelische Kirche die eine alte ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hinzu zu fügen oder wenn die Leute zu ihrer Zeit eben solche Schwierigkeit gemacht hätten das Neue, was sie ihnen boten, an zu nehmen, so würden sie sich und ihre Nachkommen der Früchte ihrer Entdeckungen beraubt haben.

Wie sie sich der Entdeckungen, die ihnen hinterlassen waren, nur als Mittel bedient haben um neue zu machen, und wie diese glückliche Kühnheit ihnen den Weg zu großen Dingen geöffnet hat, so müssen wir die, welche sie uns erworben haben, auf dieselbe Weise nehmen und daraus nach ihrem Beispiel die Mittel und nicht den Zweck unsers Studiums machen und so streben sie zu übertreffen, indem wir sie nachahmen. Denn was wäre unbilliger, als wenn wir unsre Vorfahren mit mehr Zurückhaltung behandelten, als sie gegen ihre Vorfahren gehabt haben und vor ihnen den unglaublichen Respect hegten, den sie sich von uns nur darum verdient, weil sie nicht einen gleichen vor denen hegten, die denselben Vorzug vor ihnen besaßen?

Die Geheimnisse der Natur sind verborgen. Obgleich sie immer handelt, entdeckt man nicht immer ihre Wirkungen. Die Zeit offenbart sie von Geschlecht zu Geschlecht und wenn auch immer gleich an sich, ist sie doch nicht immer gleich gekannt. Die Erfahrungen, die uns die Kenntniß davon geben, vervielfältigen sich unaufhörlich und wie sie die einzigen Grundlagen der Naturlehre sind, so vervielfältigen sich die Folgerungen im Verhältniß.

In dieser Weise darf man heut zu Tage andre Meinungen und neue Ansichten ergreifen, ohne die Alten zu verachten und ohne Undankbarkeit gegen sie. Die ersten Kenntnisse, die sie uns gegeben, sind zu Stufen geworden für die unsrigen und wenn wir so im Vortheil sind, verdanken wir ihnen den Vorsprung, den wir vor ihnen haben; denn sie haben sich bis zu einer gewissen Stufe erhoben und uns bis dahin gebracht und so bringt die geringste Anstrengung uns

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

höher und mit weniger Mühe und weniger Ehre befinden wir uns über ihnen. Von da aus können wir Dinge entdecken, die sie unmöglich gewahr werden konnten. Unser Blick ist ausgedehnter und obgleich sie alles, was sie von der Natur zu bemerken vermochten, eben so gut kannten als wir, so kannten sie doch nicht so viel und wir sehen mehr als sie.

Es ist merkwürdig, wie man ihre Meinungen verehrt. Es wird zum Verbrechen gemacht ihnen zu widersprechen und zum Frevel etwas hinzu zu fügen, als hätten sie nicht Wahrheiten hinterlassen zu erkennen.

Heißt das nicht die Vernunft des Menschen unwürdig behandeln und sie mit dem Instinct der Thiere in eine Reihe stellen? Man nimmt den Hauptunterschied weg, der darin besteht, daß die Leistungen der Vernunft ohne Aufhören zunehmen, wogegen der Instinct immer in gleichem Zustande bleibt. Die Stöcke der Bienen waren vor tausend Jahren eben so wohl abgemessen als heute und jede bildet jenes Sechseck eben so genau das erste Mal wie das letzte. Eben so ist es mit allem, was die Thiere durch diesen verborgnen Trieb hervorbringen. Die Natur unterrichtet sie, je nachdem die Nothwendigkeit sie drängt; aber diese schwache Kunst verliert sich, sobald sie sie nicht mehr brauchen. Sie empfangen sie ohne Studium und sind nicht so glücklich sie erhalten zu können und jedes Mal, wenn sie ihnen gegeben wird, ist sie ihnen neu. Die Natur, welche nur den Zweck hat die Thiere in einer beschränkten Vollkommenheit zu erhalten, flößt ihnen jene einfach nothwendige und immer gleiche Kunst ein, damit sie nicht verkommen und gestattet nicht, daß sie etwas hinzuthun, damit sie nicht die Gränzen überschreiten, welche sie ihnen vorgeschrieben hat.

Anders ist es mit dem Menschen, der nur für die Unendlichkeit geschaffen ist. In der ersten Zeit seines Lebens ist er in Unwissenheit, aber wie er fortschreitet, unterrichtet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er sich ohne Aufhören, denn er zieht nicht bloß von seiner eignen Erfahrung Nutzen, sondern auch von den Erfahrungen seiner Vorgänger, weil er die Kenntnisse, die er sich einmal erworben, immer im Gedächtniß bewahrt und weil die Kenntnisse der Alten immer in den Büchern, die sie darüber nachgelassen haben, vorhanden sind. Und wie er seine Kenntnisse bewahrt, so kann er sie auch leicht vermehren, so daß die Menschen heute in gewisser Art auf demselben Standpunkt sind, worauf jene alten Philosophen sich befinden würden, wenn es möglich gewesen wäre, daß sie bis jetzt fortgelebt und zu den Kenntnissen, die sie hatten, noch die hinzugefügt hätten, welche ihre Studien in so vielen Jahrhunderten ihnen würden erworben haben. So kommt es denn durch ein besonderes Vorrecht der Menschen, daß nicht allein jeder von ihnen Tag für Tag in den Wissenschaften fortschreitet, sondern daß alle zusammen darin einen ununterbrochenen Fortschritt machen, je älter die Welt wird; denn ein Gleiches geschieht in der Folge aller Menschen wie in den verschiedenen Alterstufen des einzelnen. Die ganze Reihefolge der Menschen im Lauf so vieler Jahrhunderte, muß angesehn werden als ein und derselbe Mensch, der immer besteht und fortwährend lernt. Daraus sieht man, wie unbillig es ist, wenn wir das Alterthum in seinen Philosophen respectiren. Das Alter ist die Zeit, die am Weitesten von der Kindheit abliegt, und wer sieht nicht, daß also das Alter jenes Universalmenschen nicht in den Zeiten, die seiner Geburt am Nächsten stehn, sondern in denen, die am Meisten von ihr entfernt sind, gesucht werden muß? *)

*) Man darf nicht vergessen, daß Pascal hier fragmentarisch nur eine Seite hervorhebt, denn von der andern Seite ist auch gewiß, daß eben die Alten, weil sie in allen Dingen jung waren, auch oft einen schärfern, frischern Blick und ein von Vorurtheilen und Reflexionssünden reineres Anschauen oder Herausfühlen der Wahrheit hatten. Eben so ist es mit der Jugend, die hier als unerfahren dem Alter nachgesetzt wird; sie sieht aus

Diejenigen, welche wir Alte nennen, waren in Wirklichkeit jung in allen Dingen und bildeten eigentlich die Kindheit der Menschen und da wir mit ihren Kenntnissen die Erfahrung der Jahrhunderte, die auf sie gefolgt sind, verbunden haben, so kann man eigentlich in uns jenes Alterthum finden, was wir an den andern verehren. Sie müssen bewundert werden in den Schlüssen, welche sie vortrefflich aus den wenigen Grundgesetzen, die sie hatten, gezogen haben und sie müssen entschuldigt werden in denen, bei welchen ihnen mehr das Glück der Erfahrung als die Stärke des Denkens fehlte.

Waren sie zum Beispiel nicht zu entschuldigen in der Vorstellung, die sie von der Milchstraße hatten, wenn die Schwäche ihrer Augen noch nicht die Hilfe der Kunst empfing und sie diese Farbe einer größern Dichtigkeit in dem Theil des Himmels, der das Licht stärker zurückstralt, zuschrieben? Würden wir aber zu entschuldigen sein, wenn wir in derselben Vorstellung blieben, jetzt da wir unterstützt von den Vortheilen, welche uns das Fernglas giebt, in der Milchstraße eine Unzahl von kleinen Sternen entdeckt haben, deren stärkeres Licht uns erkennen läßt, was die wahre Ursache jener weißen Farbe ist?

Hatten sie nicht auch Grund zu sagen, daß alle Körper, die dem Verderben unterworfen sind, in den Kreis des Mondes am Himmel eingeschlossen wären, weil sie während so vieler Jahrhunderte weder ein Untergehn noch ein Entstehn außer diesem Raume bemerkt hatten? Müssen wir aber nicht das Gegentheil versichern, weil die ganze Erde deutlich

demselben Grunde oft klarer das Rechte als das Alter, welches durch eine Brille von allerlei allmälig gemachten Vorstellungen hindurch blickt. Weil sie weniger selbst denkt, so vernimmt sie mehr und darin ist mehr Vernunft als im Selbstdenken. Das gilt in den Dingen des gemeinen Lebens wie der Wissenschaft und so auch in Sachen des Glaubens, da denn der Herr selbst uns lehrt um zu kehren und zu werden wie die Kinder. (Matth. 18. 3.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kometen hat sich entzünden und weit außerhalb jener Sphäre verschwinden sehn? *)

Eben so ist es mit der Lehre vom leeren Raum. Sie hatten Recht zu sagen, die Natur leide keinen leeren Raum, weil alle ihre Erfahrungen ihnen immer gezeigt hatten, daß sie ihn fliehe und nicht leiden könne. Aber wenn die neuen Versuche ihnen bekannt gewesen wären, so würden sie vielleicht Veranlassung gefunden haben, das zu bejahen, was sie Veranlassung hatten zu verneinen aus dem Grunde, weil das Leere noch nicht zum Vorschein gekommen war. Auch in dem Schluß, welchen sie machten, daß die Natur nichts Leeres leide, haben sie doch nur von der Natur, in so weit sie sie kannten, zu sprechen gemeint, da es, ganz im Allgemeinen gesagt, nicht genug wäre sie in zehn oder in tausend Fällen oder in irgend einer andern noch so großen Zahl von Fällen beharrlich beobachtet zu haben, denn wenn ein einziger Fall übrig bliebe zu erforschen, so würde dieser einzige hinreichen die allgemeine Entscheidung zu verhindern. In der That bei allen den Gegenständen, deren Beweis in Erfahrungen und nicht in Demonstrationen besteht, darf man durchaus keine andre allgemeine Behauptung aussprechen als nur durch allgemeine Aufzählung aller Theile und aller verschiednen Fälle.

So, wenn wir sagen, der Diamant ist der härteste von allen Körpern, so meinen wir von allen den Körpern, die wir kennen und wir können und dürfen darunter nicht die mit begreifen, die wir nicht kennen, und wenn wir sagen, das Gold ist der schwerste von allen Körpern, so wäre es vermessen, wenn wir in diesen allgemeinen Satz auch die mitbegriffen, die uns nicht bekannt sind, obgleich es nicht unmöglich ist, daß sie in der Natur seien.

*) Die wahre Beschaffenheit der Kometen war zur Zeit Pascals noch nicht bekannt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Also ohne den Alten zu widersprechen, können wir das Gegentheil behaupten von dem, was sie sagten und welches Ansehn auch das Alterthum hat, die Wahrheit muß immer den Vorzug haben, wenn sie auch kürzlich erst entdeckt worden ist; denn sie ist immer älter als alle Meinungen, die man je über sie gehabt und es hieße die Natur gar nicht kennen, wenn man sich einbilden wollte, sie hätte angefangen zu sein zu der Zeit, da sie anfing bekannt zu werden.

Zweiter Abschnitt.

Betrachtungen über die Mathematik im Allgemeinen.

Bei Erforschung der Wahrheit kann man drei Hauptzwecke haben, erstens sie zu entdecken, wenn man sie sucht, zweitens sie zu beweisen, wenn man sie besitzt, drittens sie vom Falschen zu unterscheiden, wenn man sie untersucht.

Ich spreche nicht von dem ersten, sondern behandle besonders den zweiten, welcher den dritten einschließt; denn wenn man die Methode kennt die Wahrheit zu beweisen, so hat man zugleich die Methode sie zu unterscheiden, denn indem man untersucht, ob der Beweis, den man giebt, den Regeln, die man kennt, gemäß ist, sieht man auch, ob er genau geführt ist.

Die Mathematik, die in diesen drei Stücken ausgezeichnet ist, hat die Kunst entwickelt die unbekannten Wahrheiten zu entdecken, das nennt man Analyse und es wäre überflüssig darüber zu sprechen nach so vielen vortrefflichen Werken, die geschrieben worden sind.

Die Methode die schon gefundenen Wahrheiten zu beweisen und dieselben so auf zu hellen, daß der Beweis davon unwiderleglich sei, das ist die einzige, die ich angeben will

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und ich brauche dazu nur den Gang zu entwickeln, welchen die Mathematik dabei beobachtet; denn sie lehrt es vollkommen.

Indessen vorher muß ich einen Begriff von einer noch höhern und vollendetern Methode geben, welche aber die Menschen nie erreichen (denn was über die Mathematik geht, übersteigt uns) und doch ist es nöthig etwas über sie zu sagen, obgleich es unmöglich ist sie auszuüben.

Diese wahre Methode, welche die Beweise in der höchsten Vollkommenheit bilden würde, wenn es möglich wäre sie zu erreichen, würde in zwei Hauptsachen bestehen, erstens sich keines Ausdrucks zu bedienen, ohne zuvor genau seinen Sinn zu entwickeln, und zweitens nie einen Satz auf zu stellen ohne ihn durch schon bekannte Wahrheiten zu beweisen, das heißt mit einem Wort, alle Ausdrücke zu definiren und alle Sätze zu beweisen.

Aber um der Ordnung, die ich entwickle, selbst zu folgen, muß ich erklären, was ich unter Definition verstehe. In der Mathematik erkennt man allein die Definitionen, welche die Logiker Namenerklärungen nennen, das heißt, allein die Benennungen, die man den Dingen giebt, nachdem man sie vollkommen durch bekannte Ausdrücke bezeichnet hat, und nur von diesen allein spreche ich.

Ihr Nutzen und ihr Gebrauch ist Aufhellung und Abkürzung der Rede, indem man mit dem bloßen Namen, den man beilegt, das ausdrückt, was sich nur mit mehren Worten sagen ließe; doch so, daß der beigelegte Namen von allem andern Sinn, wenn er einen hat, entkleidet bleibt um keinen andern mehr zu haben als den, wozu man ihn einzig bestimmt. Ein Beispiel ist folgendes. Wenn man benöthigt ist unter den Zahlen diejenigen, die durch zwei in gleiche Theile zu theilen sind, von denen, die das nicht sind, zu unterscheiden, so giebt man, um die öftere Wiederholung dieser Bedingung zu vermeiden, einen Namen in der Art:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich nenne jede durch zwei gleich theilbare Zahl eine gerade Zahl. Das ist eine mathematische Definition, denn erst hat man eine Sache klar bezeichnet, nämlich jede Zahl, die durch zwei gleich theilbar ist, und darauf giebt man ihr einen Namen, den man aller andern Bedeutung, wenn er eine hat, entkleidet um ihm die Bedeutung der bezeichneten Sache zu geben.

Daraus ist ersichtlich, daß die Definitionen sehr frei sind und nie dem Widerspruch unterworfen, denn es ist nichts mehr erlaubt als einer Sache, die man klar bezeichnet hat, einen Namen zu geben, wie man will. Man muß sich bloß in Acht nehmen, daß man die Freiheit, die man hat, Namen bei zu legen, nicht mißbraucht, indem man denselben an zwei verschiedne Sachen giebt. Nicht daß das nicht erlaubt wäre, wenn man nur die Folgerungen daraus nicht vermengt und nicht eine auf die andre ausdehnt. Verfällt man aber in diesen Fehler, so kann man ihm ein sehr sichres und unfehlbares Mittel entgegen setzen, nämlich daß man die Definition in Gedanken an die Stelle des Definirten setzt und die Definition immer so gegenwärtig hat, daß man jedes Mal, wenn man z. B. von der geraden Zahl spricht, genau bedenkt, das sei das, was in zwei gleiche Theile zu theilen ist, und daß diese beiden Dinge in der Vorstellung unzertrennlich verbunden seien und daß sobald die Rede das eine ausspricht, der Geist unmittelbar damit das andre verknüpfe. Denn die Mathematiker und alle, die methodisch zu Werke gehn, legen den Dingen nur Namen bei um die Rede ab zu kürzen und nicht um den Begriff der Dinge, von denen sie reden, zu verkleinern oder zu verändern und sie verlangen, daß der Geist immer die ganze Definition bei dem kurzen Ausdruck ergänze, den sie nur gebrauchen um die Verwirrung zu meiden, welche die Menge von Worten hervorbringt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nichts entfernt schneller und mächtiger die verfängliche List der Sophisten als diese Methode, die man immer gegenwärtig haben muß und die allein hinreicht alle Arten von Schwierigkeiten und Zweideutigkeiten zu verbannen.

Ist dies gut verstanden, so komme ich wieder auf die Erklärung der wahren Ordnung zurück, die, wie gesagt, darin besteht, daß man alles definirt und alles beweist.

Gewiß wäre diese Methode schön, aber sie ist absolut unmöglich, denn es ist einleuchtend, daß die ersten Ausdrücke, die man definiren möchte, andre vorhergehende voraussetzen würden, die zu ihrer Erklärung dienen müßten und daß eben so auch die ersten Sätze, die man beweisen möchte, andre voraussetzen würden, die ihnen vorangingen und auf die Art ist klar, daß man nie zu den ersten gelangen würde.

Treibt man auch die Nachforschungen weiter und weiter, so kommt man nothwendig auf primitive Wörter, die man nicht mehr definiren kann und auf Grundsätze, die so klar sind, daß man keine andern findet, die es mehr wären um ihnen zum Beweise zu dienen.

Hieraus geht hervor, daß die Menschen ein natürliches und unveränderliches Unvermögen haben irgend eine Wissenschaft in einer absolut vollendeten Methode zu behandeln; aber es folgt nicht daraus, daß man deshalb jede Art von Methode aufgeben soll.

Denn es giebt eine, nämlich die der Mathematik, die allerdings niedriger steht darin, daß sie weniger überzeugend, nicht aber darin, daß sie weniger gewiß ist. Sie definirt nicht alles und beweist nicht alles und darin steht sie niedriger; aber sie setzt nur Dinge voraus, die durch den natürlichen Verstand klar und ausgemacht sind und daher ist sie vollkommen wahr, denn die Natur unterstützt sie, wo die Rede es nicht thut.

Diese Methode, die vollkommenste bei den Menschen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

besteht nicht darin alles zu definiren und alles zu beweisen auch nicht darin nichts zu definiren und nichts zu beweisen, sondern darin sich in der Mitte zu halten, nicht zu definiren die klaren und von allen Menschen verstandenen Dinge und alle übrigen zu definiren, nicht zu beweisen die bekannten Dinge und alle übrigen zu beweisen. Gegen diese Methode sündigen eben so gut diejenigen, die alles zu definiren und alles zu beweisen versuchen als auch die, welche das versäumen in den Dingen, die nicht von selbst einleuchten.

Dies lehrt die Mathematik vollkommen. Sie erklärt nichts von solchen Dingen als Raum, Zeit, Bewegung, Zahl, Gleichheit und dergleichen weiter, deren es sehr viele giebt; weil diese Ausdrücke die Dinge, die sie bedeuten, für die, welche die Sprache verstehen, so natürlich bezeichnen, daß die Erklärung, die man davon machen wollte, mehr Dunkelheit als Belehrung schaffen würde.

Nichts ist schwächer als das Gerede derer, die solche primitive Wörter definiren wollen. Welche Nothwendigkeit giebt es z. B. zu erklären, was man unter dem Wort Mensch versteht? Weiß man nicht zur Genüge, was für ein Ding das ist, welches man mit diesem Ausdruck bezeichnen will? und welchen Vortheil meinte Plato uns zu verschaffen, da er sagte: der Mensch wäre ein Thier auf zwei Beinen ohne Federn? Als wenn der Begriff, den ich natürlich davon habe und den ich nicht ausdrücken kann, nicht viel schärfer und sichrer wäre als der, welchen er mir durch seine Erklärung giebt, die unnütz und sogar lächerlich ist, da ein Mensch nicht die Menschheit verliert, wenn er die beiden Beine verliert und ein Kapaun sie nicht erlangt, wenn er seine Federn los wird. *)

Es giebt Leute, die treiben es bis zu der Absurdität ein

*) Das bezieht sich auf den Witz des Diogenes, der statt aller Widerlegung einen gerupften Hahn in die Schule Platos hinein setzte und ausrief: „Das ist der Mensch des Plato!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wort durch das Wort selbst zu erklären. Ich weiß Menschen, die das Licht in folgender Art definirt haben: „das Licht ist eine leuchtende Bewegung der leuchtenden Körper;" als wenn man das Wort leuchtend verstehen könnte ohne das Wort Licht.

Eben so kann man auch das Sein nicht definiren ohne in denselben Fehler zu verfallen; denn man kann kein Wort erklären ohne zu sagen „es ist," man möge das nun ausdrücklich sagen oder es doch dabei sagen, um also das Sein zu definiren müßte man sagen „es ist" und also in der Definition das zu definirende Wort gebrauchen.

Daraus sieht man hinlänglich, daß es Wörter giebt, die nicht definirt werden können und wenn die Natur diesen Mangel nicht durch einen gleichen Begriff, den sie allen Menschen gegeben hat, ersetzt hätte, so würden alle unsre Ausdrücke verworren sein, statt daß man sie jetzt mit derselben Sicherheit und Gewißheit gebraucht, als wenn sie auf eine vollkommen unzweideutige Weise erklärt wären. Die Natur hat uns von selbst ohne Worte einen Begriff davon gegeben, der genauer ist als der, welchen die Kunst uns durch unsre Erklärungen verschafft.

Nicht alle Menschen haben denselben Begriff von dem Wesen der Dinge, welche zu definiren, wie ich behaupte, unmöglich und unnöthig ist. Z. B. die Zeit ist von der Art. Wer kann sie definiren? Und warum soll man es versuchen, da alle Menschen verstehen, was man sagen will, wenn man von der Zeit spricht, ohne daß man sie weiter bezeichnet? Und doch giebt es viel verschiedene Meinungen über das Wesen der Zeit. Einer behauptet: sie sei die Bewegung eines geschaffenen Dinges, der andre: sie sei das Maß der Bewegung u. s. w. Auch behaupte ich nicht, daß die Natur dieser Dinge allen bekannt ist, sondern nur die Beziehung des Namens und des Dinges, so daß bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diesem Ausdruck Zeit alle die Gedanken auf denselben Gegenstand richten. Das reicht hin es unnöthig zu machen, daß dieses Wort definirt werde, obgleich man nachher, wenn man untersucht, was die Zeit ist, zur Verschiedenheit der Meinung kommt, sobald man angefangen hat weiter darüber nach zu denken, denn die Definitionen sind dazu da die Dinge, die man nennt, zu bezeichnen und nicht ihre Natur zu zeigen.

Es ist ganz erlaubt mit dem Namen Zeit die Bewegung eines geschaffenen Dinges zu benennen, denn wie gesagt, nichts ist freier als die Definitionen. Aber wenn man diese Definition aufstellt, so giebt es dann zwei Dinge, die man Zeit nennen muß, eins ist das, was alle Welt natürlich unter diesem Wort versteht und was alle die, welche unsre Sprache sprechen, mit diesem Ausdruck nennen, und das andre ist dann die Bewegung eines geschaffenen Dinges, denn die muß man nun mit diesem Namen nennen in Folge jener neuen Definition. Man muß dann aber auch die Zweideutigkeiten meiden und nicht die Folgerungen vermengen, denn es folgt nicht daraus, daß die Sache, die man natürlicher Weise unter dem Wort Zeit versteht, auch wirklich die Bewegung eines geschaffenen Dinges ist. Es stand frei diese beiden Sachen gleich zu nennen, aber es steht nicht frei sie eben so wie im Namen auch in dem Wesen gleich zu setzen.

Wenn man also das Wort ausspricht: die Zeit ist die Bewegung eines geschaffnen Dinges, so muß gefragt werden, was man unter dem Worte Zeit versteht, das heißt, ob man dem Wort den gewöhnlichen und von allen angenommenen Sinn läßt oder ob man demselben den nimmt um ihm für diesen Fall den Sinn: Bewegung eines geschaffnen Dinges zu geben. Wenn man das Wort alles andern Sinnes entkleidet, so ist nichts dagegen zu sagen, es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wird eine freie Definition, in Folge deren, wie gesagt, zwei Dinge diesen Namen führen werden. Aber läßt man dem Wort seine gewöhnliche Bedeutung und behauptet dennoch, daß das, was man unter diesem Wort versteht, die Bewegung eines geschaffenen Dinges sei, dann kann widersprochen werden. Das ist dann nicht mehr eine freie Definition, es ist eine Behauptung, die bewiesen werden muß, wenn sie nicht von selbst sehr einleuchtet, und dann ist sie auch ein Grundsatz und ein Axiom, aber niemals eine Definition, denn wenn man sich so ausdrückt, meint man nicht, daß das Wort Zeit eben so viel bedeutet als die Bewegung eines geschaffnen Dinges, sondern man meint, daß das, was man unter dem Worte Zeit sich denkt, die angenommene Bewegung sei.

Wenn ich nicht wüßte, wie nöthig es ist dieses vollkommen zu verstehen und wie alle Augenblicke in den vertraulichen Gesprächen und in den Verhandlungen der Wissenschaft Fälle vorkommen, die dem gegebenen Beispiel gleich sind, so würde ich mich nicht hierbei aufhalten. Aber nach der Erfahrung, die ich von der Verwirrung beim Streiten habe, scheint es mir, daß man nicht tief genug eindringen kann in diesen Sinn für Genauigkeit, um deßwillen ich diese ganze Abhandlung schreibe mehr als um des Gegenstandes willen, den ich hier abhandle.

Denn wie viele Menschen glauben die Zeit definirt zu haben, wenn sie sagen: sie sei das Maaß der Bewegung, und doch dem Wort seinen gewöhnlichen Sinn lassen? Und doch haben sie einen Lehrsatz gemacht, nicht eine Definition. Wie viele glauben eben so die Bewegung definirt zu haben, wenn sie sagen: Motus nec simpliciter motus non mera potentia est; sed actus entis in potentia (die Bewegung ist weder einfach Bewegung noch reine Kraft, sondern die That eines Wesens in Kraft)? Und doch wenn sie dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Worte Bewegung seinen gewöhnlichen Sinn lassen, wie sie thun, so ist es nicht eine Definition, sondern ein Lehrsatz. Sie vermengen so die Definitionen, die sie Namenerklärungen nennen, die die wirklichen freien, erlaubten und mathematischen Definitionen sind, mit denen, die sie Sacherklärungen nennen, die eigentlich Sätze und als solche keineswegs frei, sondern dem Widerspruch unterworfen sind. Sie nehmen sich die Freiheit eben so gut als die andern welche zu bilden und indem jeder dieselben Dinge auf seine Weise definirt mit einer Ungebundenheit, die in dieser letzten Art von Definitionen eben so verboten ist wie in der ersten Art erlaubt, so verwirren sie alles; sie verlieren alle Ordnung und alle Einsicht und verlieren sich selbst und verwickeln sich in unauflöslichen Schwierigkeiten.

Dahin wird man nie gerathen, wenn man die Methode der Mathematik befolgt. Diese verständige Wissenschaft ist weit davon entfernt jene primitiven Ausdrücke Raum, Zeit, Bewegung, Gleichheit, Wahrheit, Verminderung, Alles und die übrigen, welche jedermann von selbst versteht, zu definiren. Aber außer diesen sind alle übrigen Ausdrücke, deren sie sich bedient, in ihr so erklärt und definirt, daß man kein Wörterbuch braucht um einen zu verstehen, mit einem Wort, alle ihre Ausdrücke sind vollkommen verständlich entweder durch das natürliche Licht oder durch die Definitionen, die sie davon giebt.

Auf diese Weise vermeidet sie alle Fehler, die gegen die erste Regel, daß man allein die Sachen, welche es bedürfen, definiren soll, können begangen werden. Eben so thut sie in Betreff der andern Regel die nicht einleuchtenden Sätze zu beweisen. Denn sobald sie bis zu den ersten bekannten Wahrheiten gelangt ist, bleibt sie stehen und verlangt, daß man sie zugebe, weil sie nichts Klareres hat sie zu beweisen, so daß denn alles, was die Mathematik als Lehrsatz auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stellt, vollkommen demonstrirt wird entweder durch die natürliche Einsicht oder durch die Beweise.

Daher kommt es, daß, wenn diese Wissenschaft nicht alle Dinge definirt und demonstrirt, das allein aus dem Grunde geschieht, weil uns das unmöglich ist.

Vielleicht wird es befremden, daß die Mathematik keins von den Dingen, die ihre Hauptgegenstände sind, definiren kann; denn sie kann weder die Bewegung, noch die Zahlen, noch den Raum definiren und doch sind es diese drei, was sie ins Besondere betrachtet, und von deren Erforschung hat sie ihre drei verschiednen Namen Mechanik, Arithmetik und Geometrie, indem dieser letzte Name die ganze Wissenschaft wie den besondern Theil bezeichnet. *) Aber man wird sich nicht darüber wundern, sobald man bemerkt, daß diese herrliche Wissenschaft sich nur an die einfachsten Dinge anschließt und daß eben diese Eigenschaft, welche sie würdig macht ihr Gegenstand zu sein, sie auch undefinirbar macht. Der Mangel an Definition ist also mehr eine Vollkommenheit von ihnen als ein Fehler, denn er entsteht nicht aus ihrer Dunkelheit, sondern vielmehr aus ihrer ausnehmenden Klarheit, die so groß ist, daß sie, wenn ihr auch die Ueberführung der Beweise fehlt, doch alle Gewißheit derselben hat. Die Mathematik setzt also voraus, daß man weiß, was man unter den Wörtern Bewegung, Zahl, Raum versteht und ohne sich mit der unnützen Erklärung derselben aufzuhalten durchdringt sie ihre Natur und entdeckt ihre wunderbaren Eigenschaften.

Diese drei, welche das All begreifen nach dem Wort „Gott hat alles in Gewicht, Zahl und Maß gemacht," **)

*) Géometrie gebraucht Pascal immer auch für den allgemeinen Begriff Mathematik; der Ausdruck les mathematiques kommt selten vor.

**) Im Buch d. Weish. 11. 22. lautet es eigentlich wörtlich: „Du hast alles geordnet mit Maß, Zahl und Gewicht."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haben eine Verbindung, die gegenseitig und nothwendig ist. Denn man kann sich keine Bewegung denken ohne etwas, was sich bewegt, dieses Ding ist eins und diese Einheit ist der Ursprung aller Zahlen. Endlich da die Bewegung nicht ohne Raum sein kann, so sieht man diese drei Stücke in dem ersten eingeschlossen.

Die Zeit selbst ist auch darin begriffen, denn die Bewegung und die Zeit stehn in Beziehung zu einander, da die Schnelligkeit und die Langsamkeit, welche die Unterschiede der Bewegung sind, eine nothwendige Beziehung auf die Zeit haben.

So giebt es denn Eigenschaften, die allen diesen Dingen gemein sind und deren Erkenntniß öffnet den Geist den größten Wundern der Natur. Die Haupteigenschaft begreift die beiden Unendlichkeiten, die in allen Dingen vorkommen, die der Größe und die der Kleinheit.

Wie rasch auch eine Bewegung sei, so kann man sich doch eine denken, die noch rascher wäre und auch diese letzte noch beschleunigen und so immer ins Unendliche ohne je zu einer Bewegung zu kommen, die so rasch wäre, daß man nichts mehr hinzufügen könnte. Und so umgekehrt, wie langsam eine Bewegung sei, so kann man sie noch langsamer machen und diese wieder langsamer und so ins Unendliche ohne je zu einem solchen Grade von Langsamkeit zu gelangen, daß man nicht noch von da zu einer unendlichen Menge andrer Grade herabsteigen könnte ohne zur Ruhe zu kommen. Eben so, wie groß eine Zahl auch sei, kann man sich eine noch größere denken und noch eine, welche diese letzte übersteigt und so ins Unendliche ohne je zu einer zu gelangen, die nicht mehr vergrößert werden kann, und umgekehrt, wie klein auch eine Zahl sei, als der hundertste oder zehn tausendste Theil, kann man sich doch noch eine geringere denken und immer ins Unendliche ohne zur Null oder zum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nichts zu gelangen. Wie groß ein Raum sei, so kann man sich einen größern vorstellen und wieder einen, der noch größer ist und so ins Unendliche, ohne je einen zu erlangen, der nicht vergrößert werden könnte, und umgekehrt, wie klein auch ein Raum sei, man kann noch einen kleinern sich denken und immer ins Unendliche, ohne je einen untheilbaren zu erreichen, der gar keine Ausdehnung mehr hätte.

Eben so ist es mit der Zeit. Man kann sich immer eine längere vorstellen ohne letzte und wieder eine kürzere, ohne zu einem Augenblick und zu einem reinen Nichts von Dauer zu kommen.

Das heißt also mit einem Wort: was für Bewegung, Zahl, Raum, Zeit man sich denke, immer giebt es ein Größeres und Geringeres, so daß alle diese Dinge sich zwischen dem Nichts und dem Unendlichen halten, immer unendlich entfernt von diesen Extremen. Alle diese Wahrheiten lassen sich nicht beweisen und doch sind sie die Grundlagen und ersten Anfänge der Mathematik. Da aber die Ursache ihrer Unbeweisbarkeit gar nicht in ihrer Dunkelheit liegt, sondern vielmehr in ihrer außerordentlichen Evidenz, so ist dieser Mangel an Beweis nicht ein Fehler, sondern vielmehr eine Vollkommenheit.

Daraus ersieht man, daß die Mathematik weder die Gegenstände erklären noch die Grundgesetze beweisen kann, aber allein aus dem für sie günstigen Grunde, weil die einen wie die andern eine natürliche Klarheit haben, welche die Vernunft mächtiger überzeugt, als Worte thun würden.

Denn was kann einleuchtender sein als die Wahrheit, daß eine Zahl, sie sei welche sie wolle, kann vergrößert werden? Man kann sie verdoppeln, kann die Schnelligkeit einer Bewegung verdoppeln und einen Raum desgleichen. Und wer ist im Stande daran zu zweifeln, daß eine Zahl, sie sei welche sie wolle, in die Hälfte und ihre Hälfte wieder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in die Hälfte getheilt werden kann? Denn, würde nun diese Hälfte ein Nichts sein? Wie sollten denn diese beiden Hälften, die zwei Nullen wären, eine Zahl ausmachen?

Eben so eine Bewegung, wie langsam sie auch sei, kann sie nicht noch um die Hälfte langsamer gemacht werden, so daß sie denselben Raum in der doppelten Zeit durchläuft, und diese letzte Bewegung läßt sie sich nicht noch verlängern? Würde das aber eine reine Ruhe sein? Und wie sollte es zugehn, daß diese beiden Hälften der Bewegung, die zwei Ruhen wären, die erste Bewegung ausmachten?

Endlich ein Raum, wie klein er sei, kann er nicht in zwei Hälften getheilt werden und diese wieder? Und wie sollte es möglich sein, daß diese Hälften untheilbar wären, ohne alle Ausdehnung, da sie doch mit einander verbunden die erste Ausdehnung machten?

Es giebt keine natürliche Erkenntniß im Menschen, welche diesen an Klarheit voranginge und sie überträfe. Indessen, damit es doch Beispiele gäbe von allen, findet man Köpfe, die in allen andern Dingen ausgezeichnet sind und die doch an diesen Unendlichkeiten Anstoß nehmen und auf keine Weise dem bei zu stimmen vermögen. Ich habe nie jemand gesehn, der gemeint hätte: ein Raum könnte nicht vergrößert werden; aber ich habe einige, sonst sehr kluge Menschen gesehn, die versicherten, ein Raum könnte in zwei untheilbare Stücke getheilt werden, so abgeschmackt das auch ist. Ich habe recht nachgeforscht in ihnen, was doch die Ursache dieser Dunkelheit sein könnte und habe gefunden, daß es nur eine Hauptursache gab, das war, daß sie nicht im Stande waren ein unendlich theilbares Continuum sich vor zu stellen, woraus sie denn schließen, daß es nicht so theilbar sei.

Das ist eine natürliche Krankheit des Menschen zu glauben, daß er die Wahrheit gerade zu besitzt und daher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kommt es, daß er immer geneigt ist alles zu leugnen, was er nicht begreift, da er doch in der Wirklichkeit auf natürliche Weise nur den Irrthum kennt und für wahr nur das nehmen darf, wovon das Gegentheil ihm falsch scheint. Daher, so oft ein Satz unbegreiflich ist, muß man das Urtheil darüber zurück halten und ihn nicht um dieses Merkmals willen leugnen, sondern das Gegentheil prüfen und wenn man dieses offenbar falsch findet, kann man dreist den ersten Satz behaupten, wie unbegreiflich er auch sei. Diese Regel wollen wir auf unsern Gegenstand anwenden.

Es giebt keinen Mathematiker, der nicht glaubte, daß der Raum ins Unendliche theilbar ist. Ohne diesen Grundsatz kann man eben so wenig ein Mathematiker sein als ohne Seele ein Mensch. Und doch giebt es keinen Mathematiker, der eine unendliche Theilung faßt und man versichert sich dieser Wahrheit nur durch den einzigen Grund, der freilich auch gewiß genügend ist, daß man vollkommen faßt, wie falsch es ist, wenn man meint einen Raum theilen und auf ein Untheilbares d. h. auf etwas, das keine Ausdehnung hat, kommen zu können. Was kann absurder sein als zu meinen, wenn man einen Raum immer theile, komme man endlich zu einem Stück, was so wäre, daß, wenn man es wieder in zwei theilt, jede der Hälften untheilbar und ohne Ausdehnung bleibt? Wer diese Meinung hat, den möchte ich fragen, ob er genau faßt wie zwei untheilbare Dinge sich berühren; ists überall, so sind sie nur ein und dasselbe Ding und folglich sind die beiden zusammen untheilbar, ists aber nicht überall, so ist es nur an einem Theil, also haben sie Theile und sind also nicht untheilbar.

Wenn sie denn nun bekennen (wie sie es wirklich gestehn, wenn man sie drängt) daß ihr Satz eben so unbegreiflich ist als der andre, so mögen sie denn anerkennen, daß wir nicht nach unsrer Fähigkeit diese Dinge zu begreifen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über ihre Wahrheit urtheilen dürfen, denn diese zwei entgegengesetzten Sätze sind alle beide unbegreiflich und demnach ist nothwendig einer von beiden wahr. *)

Können sie aber nicht begreifen, wie Theile, die so klein sind, daß wir sie nicht bemerken, so viel getheilt werden können als das Firmament, so giebt es kein bessres Mittel als ihnen dieselben durch Vergrößerungsgläser zu zeigen, die den feinen Punkt zu einer ungeheuren Masse vergrößern. Dadurch werden sie leicht begreifen, daß man mit Hilfe eines andern, noch künstlicher geschliffenen Glases sie vergrößern könnte, bis sie dem Firmament gleichen, dessen Ausdehnung sie bewundern. Dann werden ihnen diese Gegenstände sehr leicht als theilbar erscheinen, wenn sie bedenken, daß die Natur unendlich mehr kann als die Kunst. Denn wer hat sie dessen gewiß gemacht, daß diese Gläser die natürliche Größe jener Dinge verändert haben oder, wenn sie umgekehrt die wahre Größe wieder hergestellt, daß das Bild unsers Auges sie geändert und verkürzt hat wie die Verkleinerungsgläser?

Zwei Nichts an Ausdehnung können nicht eine Ausdehnung machen. Wenn es aber doch Leute giebt, die dieser Einsicht entgehen zu können meinen durch die wundervolle Antwort, daß zwei Nichts an Ausdehnung eben so gut eine Ausdehnung machen können, als zwei Einheiten, deren doch keine eine Zahl ist, durch ihr Zusammenkommen eine Zahl machen, so muß man ihnen antworten, daß sie auf dieselbe Art entgegen setzen könnten, zwanzig tausend Mann machen ein Heer, obgleich keiner von ihnen Heer ist, tausend Häuser machen eine Stadt, obgleich keines Stadt ist oder die Theile machen das Ganze, obgleich keiner das Ganze ist. Will

*) Von hier an bis zum Schluß des Abschnitts ist einiges, was zu speciell mathematisch wird, ausgelaßen, es beträgt aber höchstens ein Viertel des ganzen Abschnitts.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man von den Zahlen eine Vergleichung hernehmen, die richtig darstelle, was wir an der Ausdehnung beobachten, so muß das die Beziehung der Null zu den Zahlen sein. Das ist ein wahrhaft Untheilbares der Zahl, wie das Untheilbare die wahre Null der Ausdehnung ist. Ein gleiches Verhältniß wird man zwischen der Ruhe und der Bewegung und zwischen einem Moment und der Zeit finden. Alle diese Größen sind theilbar ins Unendliche ohne ins Untheilbare zu gerathen, so daß sie alle die Mitte halten zwischen dem Unendlichen und dem Nichts.

Das ist das bewundernswürdige Verhältniß, in welches die Natur die Dinge zu einander gesetzt hat und das sind die wunderbaren Unendlichkeiten, die sie den Menschen vorgelegt hat nicht zu begreifen, sondern zu bewundern.

Wer mit diesen Gründen nicht zufrieden ist und in dem Glauben bleibt, daß der Raum nicht ins Unendliche theilbar sei, der kann nicht auf mathematische Beweise Anspruch machen und wie aufgeklärt er auch in andern Dingen sein mag, in jenen ist er es sehr wenig; denn man kann ganz gut ein sehr kluger Mann sein und ein schlechter Mathematiker.

Diejenigen aber, die diese Wahrheiten klar erkennen, werden die Größe und die Macht der Natur in dieser doppelten Unendlichkeit, die uns von allen Seiten umgiebt, bewundern können und aus dieser merkwürdigen Betrachtung sich selbst kennen lernen, indem sie sich gestellt sehen zwischen einem Unendlichen und einem Nichts der Ausdehnung, der Zahl, Bewegung und Zeit. Da kann man wohl lernen seinen wahren Werth schätzen und sehr wichtige Betrachtungen anstellen, die mehr werth sind als die ganze übrige Mathematik selbst. *)

*) Hier haben wir den ganzen Pascal. Dies ist der Gedanke, der ihn beseelte, als er von den Naturwissenschaften zur Theologie überging;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich hielt mich verpflichtet dies so lang und weitläuftig aus einander zu setzen zum Besten derer, die nicht auf den ersten Blick sogleich diese doppelte Unendlichkeit begreifen und doch fähig sind sich davon überzeugen zu lassen. Und ob schon viele Einsicht genug haben um diese Abhandlung entbehren zu können, so mag es doch wohl der Fall sein, daß sie einigen nöthig und andern nicht ganz unnütz sein wird.

Dritter Abschnitt.

Von der Kunst zu überzeugen.

Die Kunst zu überzeugen steht in nothwendiger Beziehung zu der Weise, wie die Menschen in das, was man ihnen vorstellt, einstimmen und zu den Bedingungen dessen, was man glauben machen will.

Jedermann weiß, daß es zwei Eingänge giebt, wodurch die Meinungen sich in die Seele schleichen, das sind diese beiden Hauptvermögen: der Verstand und der Willen. Der natürlichste Eingang ist der des Verstandes, denn man sollte beistimmen nur den bewiesenen Wahrheiten; aber der gewöhnlichste, wenn auch widernatürliche, ist der des Willens, denn alle Menschen, die es nur giebt, werden beinahe immer zum Glauben hingerissen nicht durch den Beweis, sondern durch das Wohlgefallen.

Dieser Weg ist niedrig, unwürdig und seltsam, auch leugnet jedermann ihn ab. Jeder stellt sich, als glaube er und liebe sogar nur, was er dessen würdig erkannt hat.

Ich rede hier nicht von den göttlichen Wahrheiten, die

überall in diesen mathematischen und philosophischen Ausführungen schwebt ihm dieser Grundgedanke vor und liefert den Grundton, der von Zeit zu Zeit auch bei den noch so fern liegenden Gegenständen immer wieder anklingt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich nicht unter die Kunst zu überzeugen stellen darf; denn sie sind unendlich erhaben über der Natur, Gott allein kann sie in die Seele einpflanzen und zwar auf die Weise, die ihm beliebt. Ich weiß, er hat gewollt, daß sie aus dem Herzen in den Geist übergehen und nicht aus dem Geist ins Herz, um dieses hochmüthige Vermögen der Vernunft zu demüthigen, das sich anmaßt Richter zu sein über die Dinge, welche der Wille wählt, und um diesen kranken Willen zu heilen, der sich durch seine unwürdigen Anhänglichkeiten ganz verderbt hat. Und daher kommt es, wenn man von den menschlichen Dingen sagt, man müsse sie kennen, ehe man sie liebe (was zum Sprichwort geworden ist) so sagen die Heiligen im Gegentheil, wenn sie von göttlichen Dingen reden, man müsse sie lieben um sie zu kennen und man dringe in die Wahrheit nicht anders als durch die Liebe, woraus sie einen ihrer heilsamsten Sprüche gemacht haben.

Hierin zeigt sich, daß Gott diese Ordnung gegründet hat, die übernatürlich und ganz der Ordnung entgegen ist, welche den Menschen in den natürlichen Dingen natürlich sein sollte. Sie haben aber diese Ordnung verkehrt, indem sie mit den weltlichen Dingen thun, was sie mit den heiligen Dingen thun sollten, weil wir in der That fast nichts glauben als was uns gefällt. Daher kommt es, daß wir so weit entfernt sind den Wahrheiten der christlichen Religion bei zu stimmen, da sie unsern Freuden ganz entgegen gesetzt ist. „Sage uns angenehme Sachen und wir werden dir gehorchen," sagten die Juden zu Mose, *) als wenn

*) Eine besondere Stelle kann hier wohl nicht gemeint sein, sondern nur im Allgemeinen die Zahl der Stellen, wo die fleischlich gesinnten Israeliten Mose nicht glaubten und wider ihn murrten am Anfang wie im Fortgang seiner Wirksamkeit unter ihnen, als 2. Mose 5. 21; 6. 9; 14. 11 u. a. m. besonders auch wohl die Stelle, wo erzählt wird, daß sie ihm gern ins Land Kanaan gefolgt wären, wenn es dort nicht Enaks Kinder gegeben hätte. (3. Mose 14.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Wohlgefallen die Regel für den Glauben geben soll. Und eben um diese Unordnung zu strafen nach einer Ordnung, die ihm gemäß ist, gießt Gott nicht eher sein Licht in die Seelen, als bis er die Empörung des Willens gedämpft hat mit einer ganz himmlischen Sanftmuth, die ihn entzückt und mitreißt.

Ich spreche also nur von den Wahrheiten, die wir fassen, und von diesen behaupte ich, daß der Verstand und das Herz gleichsam die Thüren sind, durch welche sie in die Seele hinein gelangen, daß aber sehr wenige durch den Verstand eingehen, wogegen sie in Menge durch die kecken Einfälle des Willens eingeführt werden ohne den Rath der Vernunft.

Diese Vermögen haben jedes ihre Prinzipien und erste Urheber ihrer Handlungen.

Die des Geistes sind natürliche und aller Welt bekannte Wahrheiten, wie z. B., daß das Ganze größer ist als sein Theil und außerdem mehre besondere Axiome, die einige annehmen und andre nicht, die aber, sobald sie zugegeben werden, wenn gleich falsch, doch eben so mächtig sind den Glauben zu erlangen als die wahrsten.

Die des Willens sind gewisse natürliche und allen Menschen gemeine Wünsche, wie z. B. der Wunsch glücklich zu sein, welchen kein Mensch nicht haben kann, und außerdem mehre besondere Gegenstände, denen jeder nachgeht um sie zu erlangen und die in der Kraft uns zu gefallen, wenn gleich in Wahrheit verderblich, doch eben so stark sind unsern Willen zum Handeln zu bewegen, als wenn sie sein wahres Glück machten.

Das ists, was über die Vermögen, die uns zur Zustimmung bewegen, gesagt werden mußte. Was aber die Eigenschaften der Dinge, von denen wir überzeugen wollen, anbetrifft, so sind sie sehr verschieden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einige entnimmt man durch eine nothwendige Folgerung aus den allgemeinen Grundsätzen und zugestandenen Wahrheiten. Von diesen kann man unfehlbar überzeugen, denn wenn man die Beziehung, die sie zu den zugestandenen Wahrheiten haben, nachweist, so ist es eine unvermeidliche Nothwendigkeit, sie müssen überzeugen und es ist unmöglich, daß die Seele sie nicht annimmt, sobald man sie unter jene zugelassene Wahrheiten hat einreihen können.

Einige haben eine enge Verbindung mit den Gegenständen unsers Vergnügens und diese werden auch mit Gewißheit angenommen; denn sobald man der Seele bemerklich machen kann, daß etwas sie zu dem, was sie vorherschend liebt, führen könne, so ist es unvermeidlich, sie ergreift es mit Freuden.

Diejenigen gar, welche diese Verbindung zusammen mit den zugestandenen Wahrheiten und mit den Wünschen des Herzens haben, sind ihrer Wirkung so gewiß, daß nichts in der Welt gewisser ist, wie im Gegentheil was weder zu unsern schon vorhandenen Ueberzeugungen noch zu unsern Wünschen eine Beziehung hat, uns ungelegen, falsch und gänzlich fremd ist.

In allen diesen Fällen giebt es nichts zu zweifeln. Allein es giebt Fälle, wo das, was man glauben machen will, sehr wohl auf anerkannten Wahrheiten beruht, aber auf solchen, die zu gleicher Zeit unsern liebsten Freuden entgegen sind. Und dieses ist dann nach einer nur zu gewöhnlichen Erfahrung in großer Gefahr das, was ich am Anfange gesagt, an den Tag zu bringen, daß diese hochmüthige Seele, die sich rühmte nur nach Vernunft zu handeln, mit einer schimpflichen und vermessenen Wahl dem nachgeht, was ein verderbter Willen begehrt, welchen Widerstand auch der zu aufgeklärte Geist entgegen setzen möge.

Dann beginnt ein zweifelhaftes Schwanken zwischen der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wahrheit und der Lust und die Erkenntniß der ersten und das Gefühl der andern erheben einen Kampf, dessen Erfolg sehr ungewiß ist, denn um darüber zu urtheilen müßte man alles wissen, was in dem Innersten des Menschen vorgeht und was der Mensch selbst beinahe niemals weiß.

Daraus geht dies hervor: man muß, wovon man auch überzeugen wolle, Rücksicht nehmen auf den Menschen, auf den man es abgesehen hat; man muß dessen Geist und Herz kennen, muß wissen, welchen Grundsätzen er beistimmt, welche Dinge er liebt, und ferner bei der Sache, um die es sich handelt, Acht geben, welche Beziehung sie hat zu den zugestandenen Grundsätzen oder zu den Gegenständen, die wegen der Reize, die man ihnen beilegt, als köstlich angesehen werden. So besteht denn die Kunst zu überzeugen eben so wohl in der Kunst annehmlich zu machen als in der Kunst zu überführen, so sehr lassen sich die Menschen mehr von Einfällen als von der Vernunft regieren! *)

Vierter Abschnitt.

Allgemeine Kenntniss des Menschen.

1.

Das Erste, was sich dem Menschen darbietet, wenn er sich betrachtet, ist sein Leib, d. h. ein gewisser Theil der Materie, der ihm eigen zugehört. Aber um zu verstehn, was derselbe ist, muß er ihn mit allem vergleichen, was über ihm und was unter ihm steht, damit er seine rechten Grenzen erkenne.

*) Hier ist die zweite Lücke. Das Folgende bis zum Schluß dieses Abschnitts, etwa zwei Drittel desselben, geht so ins Einzelne, über die logische Anordnung der Beweise, daß es dem Zweck des Buchs zu fern zu liegen schien.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Er bleibe also nicht dabei stehn einfach die Gegenstände, die ihn umgeben, zu betrachten, er beobachte die ganze Natur in ihrer hohen und vollen Majestät, er beschaue jenes stralende Licht, das wie eine ewige Lampe hingestellt ist das Universum zu erleuchten, die Erde erscheine ihm wie ein Punkt im Vergleich mit der ungeheuern Bahn, welche dies Gestirn umschreibt, *) und er erstaune, daß diese ungeheure Bahn selbst nur ein sehr feiner Punkt ist von der Bahn, auf welcher die Gestirne am Firmament rollen. Aber wenn unser Blick hier anhält, so gehe die Einbildungskraft darüber hinaus. Sie wird eher müde werden zu fassen als die Natur zu geben. Alles, was wir von der Welt sehen, ist nur ein unbemerkbarer Punkt im weiten Reich der Natur. Kein Gedanke kommt der Ausdehnung ihrer Räume nach. Vergebens dehnen wir unsre Gedanken aus, wir bringen nichts hervor als Atome im Vergleich mit der Wirklichkeit der Dinge. Das ist eine unendliche Kugel, deren Mittelpunkt überall, deren Umkreis nirgend ist. Genug, es ist einer der größten merklichen Züge der Allmacht Gottes, daß unsre Einbildungskraft sich in diesem Gedanken verliert.

*) Pascal ignorirt hier noch das bereits hundert Jahre vorher (1543) veröffentlichte Copernicanische System und spricht, als ob die Sonne um die Erde ginge. Es kam ihm hier nur darauf an, eine allgemein faßliche und anregende Vergleichung für die Phantasie auf zu stellen, dafür war es nun einerlei, ob man sich die Erde oder die Sonne als Mittelpunkt im System dachte und damit die Phantasie der populären Leser, die er vor Augen hatte, einfach und ohne Zerstreuung seiner Vergleichung nachfolgte, wich er nicht von der damals gangbaren Volksvorstellung ab. Auch verwarf zu der Zeit die Geistlichkeit noch ganz die Copernicanische Lehre und nur ein Vierteljahrhundert vor Abfassung unsrer Schrift (1633) hatte der große Galilei die Lehre von dem Gehen der Erde um die Sonne als einen ketzerischen Irrthum vor der Inquisition abschwören müssen; so mag es denn wohl sein, daß Pascal auch darum in dieser Schrift für Laien sich nicht mit der Entscheidung der Kirche in Opposition setzen wollte. Bei seinem Grundsatz alle Achtung vor der Kirche zu bewahren, mochte er wohl dem Volke nicht erlauben das Copernicanische System zu ergründen. Vgl. Thl. 2. A. 17. §. 19.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Möge der Mensch in sich selbst zurück kehren und betrachten was er ist im Vergleich mit dem, was ist; er sehe sich an als verirrt in diesem abgelegenen Bezirk der Natur und wie ihm dieser kleine Kerker, in welchem er sitzt, nämlich diese sichtbare Welt erscheint, lerne er daraus die Erde, die Reiche, die Städte, sich selbst und seinen wahren Werth schätzen.

Was ist der Mensch im Unendlichen? Wer kann ihn begreifen? Aber um ihm ein andres eben so staunenswerthes Wunder zu zeigen, suche er in dem, was er kennt, die geringfügigsten Dinge auf. Eine Milbe z. B. mag ihm in der Kleinheit ihres Körpers noch unvergleichlich kleinere Theile darbieten, Beine mit Gelenken, Adern in diesen Beinen, Blut in diesen Adern, Feuchtigkeiten in diesem Blut, Tropfen in diesen Feuchtigkeiten, Dünste in diesen Tropfen, nun theile er noch diese letzten Dinge und erschöpfe seine Kräfte und Gedanken und der letzte Gegenstand, wohin er gelangen kann, sei nun das, wovon wir reden wollen. Vielleicht wird er meinen, das sei die äußerste Kleinheit der Natur. Ich will ihm darin einen neuen Abgrund zeigen. Ich will ihm ausmalen nicht nur das fühlbare Universum, sondern auch alles, was er im Stande ist zu fassen von der Unermeßlichkeit der Natur im Umfang dieses unbemerkten Atoms. Er sehe darin eine Unzahl von Welten, von denen jede ihr Firmament, ihre Planeten, ihre Erde *) hat in gleichem Verhältniß wie die fühlbare Welt, auf dieser Erde Thiere und wieder Milben, in denen er wieder findet, was er in den ersten fand und auch in den andern findet er eben dasselbe ohne Ende und ohne Aufhören.

Er verliere sich in diesen Wundern, eben so erstaunens-

*) Auch hier läßt der Verfasser noch wieder das Ptolomäische System gelten. s. die vorhergehende Anmerkung. — Ueber diese immer weiter gehende Theilung s. Th. 1. A. 2. S. 108.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

werth durch ihre Kleinheit als die andern durch ihre Ausdehnung. Denn wer bewundert nicht, daß unser Leib, der eben erst nicht bemerkbar war in dem Universum, das selbst unbemerkbar ist im Schoß des Alls, jetzt ein Koloß ist, eine Welt oder vielmehr ein All im Betracht der letzten Kleinheit, wohin man nicht gelangen kann?

Wer sich auf diese Art betrachtet, wird erschrecken, sich in der Masse, die ihm die Natur gegeben hat, gleichsam schweben zu sehen zwischen den beiden Abgründen des Unendlichen und des Nichts, von denen er gleich weit entfernt ist. Er wird zittern beim Anblick dieser Wunder und ich glaube: seine Neugier wird sich in Bewunderung verwandeln und mehr geneigt sein sie still zu beschauen als sie hochmüthig zu untersuchen.

Denn genug, was ist der Mensch in der Natur? Ein Nichts im Vergleich mit dem Unendlichen, ein All im Vergleich mit dem Nichts, ein Mittelding zwischen Beiden. Er ist unendlich fern von den beiden Extremen und sein Wesen ist nicht weniger entfernt vom Nichts, woraus er gezogen ist, als vom Unendlichen, worin er sich verliert.

Seine Vernunft steht in der Reihe der erkennbaren Dinge auf derselben Stufe als sein Körper in der weiten Natur und alles, was sie vermag, ist, daß sie einigen Schein von der Mitte der Dinge bemerkt, in ewiger Verzweiflung weder ihren Anfang noch ihr Ende zu kennen. Alle Dinge sind hervor gegangen aus dem Nichts, und streben nach dem Unendlichen. Wer kann diese erstaunlichen Schritte verfolgen? Der Urheber dieser Wunder faßt sie, kein andrer kann das.

Dieser Zustand, der die Mitte hält zwischen den Extremen, findet sich in allen unsern Kräften. Unsre Sinne fassen nichts Extremes. Zu viel Lärm macht uns taub, zu viel Licht blendet uns, zu viel Entfernung und zu viel Nähe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verhindern das Sehen, zu viel Länge und zu viel Kürze verdunkeln eine Rede, zu viel Freude wird lästig, zu viel Consonanzen mißfallen. Wir fühlen weder äußerste Hitze noch äußerste Kälte. Die übermäßigen Eigenschaften sind uns feindlich und nicht fühlbar; wir fühlen sie nicht mehr, wir leiden sie. Zu viel Jugend und zu viel Alter hindern den Geist, und zu viel und zu wenig Nahrung stören seine Verrichtungen, zu viel und zu wenig Unterricht macht ihn dumm. Die extremen Dinge sind für uns als wären sie nicht und wir sind nicht in Bezug auf sie. Sie entgehn uns oder wir ihnen.

Das ist unser wahrer Zustand. Dies schließt unsre Begriffe in gewisse Grenzen ein, die wir nicht überschreiten, unfähig alles zu wissen und alles nicht zu wissen. *) Wir sind auf einer ungeheuren weiten Mitte, immer ungewiß und schwebend zwischen der Unwissenheit und der Erkenntniß und wenn wir meinen weiter vorwärts zu gehen, so wankt unser Gegenstand und entwischt unserer Fassungskraft; er entzieht sich und flieht in einer ewigen Flucht, nichts kann ihn aufhalten. Das ist unsre natürliche Lage, die jedoch unsrer Neigung am Meisten entgegen ist. Wir brennen von Verlangen alles zu ergründen und einen Thurm auf zu bauen, der sich bis zum Unendlichen erheben soll. Aber unser ganzer Bau kracht und die Erde öffnet sich bis zum Abgrund.

2.

Ich kann mir wohl einen Menschen vorstellen ohne Hände, ohne Füße und ich könnte ihn mir selbst ohne Kopf vorstellen, wenn nicht die Erfahrung mich lehrte, daß er damit denkt. Das Denken also ist es, was das Wesen des Menschen macht und ohne das man ihn sich nicht vorstellen kann. Was fühlt in uns Vergnügen? Ists die Hand?

*) Th. 2. A. 5. §. 3.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Arm? das Fleisch? das Blut? Man wird sehen, daß es etwas Immaterielles sein muß.

3.

Der Mensch ist so groß, daß seine Größe sich selbst darin zeigt, daß er sein Elend erkennt. Ein Baum erkennt nicht sein Elend. Freilich es ist wahr, das ist ein Elend sein Elend zu erkennen, aber es ist auch eine Größe zu erkennen, daß man elend ist. So beweist alle dieses Elend seine Größe, es ist ein Elend eines großen Herrn, eines entthronten Königs. *)

4.

Wer fühlt sich unglücklich nicht König zu sein als nur ein entthronter König? Fand man Aemilius Paulus unglücklich, weil er nicht mehr Consul war? Im Gegentheil, alle Welt fand, daß er glücklich war es gewesen zu sein, weil er es seinem Stande nach nicht immer sein konnte. Aber man fand Perseus so unglücklich nicht mehr König zu sein, weil er es seinem Stande nach immer sein konnte, so daß man es auffallend fand, daß er das Leben zu ertragen vermochte. **) Wer findet sich unglücklich nur einen Mund zu haben und wer findet sich nicht unglücklich nur ein Auge zu haben? Man ist vielleicht noch nie auf den Einfall gekommen sich zu betrüben, daß man nicht drei Augen hat, aber man ist untröstlich, wenn man nur eins hat.

5.

Wir haben einen so großen Begriff von der menschlichen

*) §. 7. Auch Th. 2. A. 1. §. 5.

**) Aemilius Paulus hatte als Consul rühmliche Siege gegen die Ligurer erfochten und darnach dreizehn Jahre in ehrenvoller Muße verlebt. Da wurde er 168 v. Chr. aufs Neue zum Consul gewählt um den langwierigen Krieg mit dem Könige Perseus von Macedonien zu beendigen. Durch die Schlacht bei Pydna entschied er den Kampf rasch und hielt im folgenden Jahre einen glänzenden Triumph, bei welchem Perseus samt seinen Kindern mit aufgeführt wurde.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Seele, daß wir es nicht ertragen können von ihr verachtet zu sein und nicht in der Achtung einer Seele zu stehn, und alle Glückseligkeit der Menschen besteht in dieser Achtung. Ist jene falsche Ehre, welche die Menschen suchen, von der einen Seite ein großes Zeichen ihres Elends und ihrer Niedrigkeit, so ist es auch ein Zeichen ihrer Vorzüglichkeit. Denn welche Besitzthümer ein Mensch auch auf der Erde habe, welcher Gesundheit und wesentlicher Bequemlichkeit er auch genieße, er ist nicht zufrieden, wenn er nicht in der Achtung der Menschen steht. Er achtet das Urtheil des Menschen so groß, daß er, welchen Vortheil er auch in der Welt habe, sich dennoch für unglücklich hält, wenn er nicht eben so vortheilhaft in dem Urtheil des Menschen gestellt ist. Das ist die schönste Stelle der Welt, nichts kann ihn von diesem Verlangen abziehen und das ist die unauslöschlichste Eigenschaft des menschlichen Herzens. Das geht so weit, daß die, welche am meisten die Menschen verachten, und sie den Thieren gleich stellen, doch von ihnen bewundert sein wollen und sich selbst widersprechen durch ihr eignes Gefühl. Die Natur, mächtiger als alle ihre Vernunft, überzeugt sie stärker von der Größe des Menschen als die Vernunft sie von seiner Niedrigkeit überzeugt.

6.

Der Mensch ist nichts als ein Rohr, das schwächste der Natur, aber ein denkendes Rohr. Es ist nicht nöthig, daß das ganze Universum sich rüste ihn zu zermalmen. Ein Dunst, ein Tropfen Wasser reicht hin ihn zu tödten. Aber wenn das Universum ihn zermalmte, würde der Mensch noch edler sein als das, was ihn tödtet, weil er weiß, daß er stirbt und welchen Sieg das Universum über ihn hat, das Universum weiß nichts davon. Also alle unsre Würde besteht im Denken. Dessen müssen wir uns rühmen, nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Raums und der Dauer. Wir müssen uns also bemühen gut zu denken, das ist die Grundlage der Moral.

7. *)

Es ist gefährlich dem Menschen es zu viel vor zu stellen, wie sehr er den Thieren gleich ist, ohne ihm seine Größe zu zeigen. Es ist aber auch gefährlich ihm zu viel seine Größe sehen zu lassen, ohne seine Niedrigkeit. Es ist noch gefährlicher ihn unbekannt zu lassen mit einem wie mit dem andern. Aber es ist sehr vortheilhaft ihm das eine wie das andre vor zu stellen.

8.

Der Mensch schätze denn seinen Werth. Er liebe sich, denn er hat in sich eine Natur, die des Guten fähig ist, aber darum liebe er nicht dies Niedrige, was darin ist. Er verachte sich, weil seine Fähigkeit leer ist, aber darum verachte er nicht jene natürliche Fähigkeit. Er hasse sich; er liebe sich. Er hat in sich die Fähigkeit die Wahrheit zu erkennen und glücklich zu sein; aber er hat keine Wahrheit weder bleibend noch genügend. Ich möchte also den Menschen dahin bringen, daß er verlange sie zu finden, daß er bereit und frei von Leidenschaften sei um ihr zu folgen, wo er sie findet und da ich weiß, wie sehr seine Vernunft sich durch die Leidenschaften verdunkelt hat, möchte ich, daß er in sich die Begierde hasse, die jene nach sich selbst bestimmt, damit sie ihn nicht blind mache, wenn er seine Wahl trifft und ihn nicht aufhalte, wenn er gewählt hat.

9.

Ich tadle gleicher Weise so wohl die, welche den Entschluß fassen den Menschen zu loben als die, welche sich entschließen ihn zu tadeln als auch die, welche sich entschließen

*) §. 3.

ihn zu zerstreuen und ich kann nur die loben die uchen mit Seufzen. *)

Die Stoiker sagen: Kehrt ein in euch selbst und da werdet ihr eure Ruhe finden und das ist nicht wahr. Andre sagen: Wendet euch nach außen und suchet das Glück in Zerstreuung und das ist nicht wahr. Die Krankheiten kommen, das Glück ist weder in uns noch außer uns, es ist in Gott und in uns.

10.

Die Natur des Menschen läßt sich auf zweierlei Art betrachten, nach seinem Zwecke, dann ist er groß, und unbegreiflich und nach der Erscheinung, gleich wie man von der Natur des Pferdes und des Hundes urtheilt, nach der Erscheinung, wie sie sich im Lauf zeigen und im Muth zur

*) Wir sollen den Menschen suchen, daß wir ihn für das Reich Gottes gewinnen, aber wir sollen ihn suchen mit Seufzen über sein und unser Verderben, mit Seufzen nach seinem und unserm Heil. Des Menschen Sohn suchte das verloren war (Luk. 19. 10. Joh. 11. 52.), er suchet mit Fleiß (Luk. 15. 8.), aber suchet mit Seufzen über das Elend der Menschen, wie da er den Taubstummen heilte (Mark. 7. 34.) oder da er über Jerusalem weinte, das nicht bedachte was zu seinem Frieden diente (Luk. 19. 41.) oder da er den wehklagenden Weibern sagte: „Weinet über euch selbst und über eure Kinder!" (Luk. 23. 28.) Nun hat er seine Jünger und nach ihnen uns berufen Menschen zu fangen für das Reich Gottes (Luk. 5. 10.) und es soll uns wehe thun, wenn sie noch in der Irre gehen und in ihrem Elend verharren; seufzen sollen wir über sie (Hesekiel 21. 6. 7.); nicht sie mit Lob verzärteln und uns selbst einreden, sie wären gut und bedürften nicht, daß wir sie suchen, auch nicht sie mit Tadel abstoßen und uns selbst gegen sie verhärten, auch nicht sie zerstreuen und einwiegen in leichtsinniger Sicherheit, sondern sie suchen, bis sie sich finden lassen. Da hier zu dem Wort „suchen" kein Object gesetzt ist, so ließe sich der Sinn auch so fassen: wir sollen uns nicht darum kümmern andere zu loben oder zu tadeln (nicht richten) noch gar uns dazu hergeben sie von ihrem Heile ab zu kehren durch Kurzweil (divertir), sondern nur mit Seufzen suchen unser eignes Heil. (Phil. 2. 12.) Aehnlich steht „suchen" ohne ausdrücklich genanntes Object (Th. 2. A. 2.) Beide Auffassungen geben einen tiefen herrlichen Sinn und es ist sehr gut möglich, daß Pascal eben darum kein Object zu „suchen" setzte, weil er im Sinn hatte in der Bearbeitung beides nach einander durch zu führen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Vertheidigung, und dann ist der Mensch verworfen und schlecht. Das sind die beiden Arten, die so verschiedne Urtheile und so viele Streitigkeiten der Philosophen veranlassen. Denn einer leugnet die Voraussetzung des andern; der eine sagt: er ist nicht zu jener Bestimmung geboren, denn alle seine Handlungen widerstreiten dem, der andre sagt: er entfernt sich von seiner Bestimmung, wenn er jene niedrigen Handlungen thut. Zweierlei belehrt den Menschen über seine ganze Natur, der Instinkt und die Erfahrung.

11.

Ich fühle es, ich kann nicht gewesen sein, denn das Ich besteht in meinem Denken, mithin ich, der denkt, würde nicht gewesen sein, wenn meine Mutter getödtet worden wäre, ehe ich beseelt worden. Mithin bin ich nicht ein nothwendiges Wesen, ich bin auch weder ewig noch unendlich, aber ich sehe wohl, daß es in der Natur ein Wesen giebt, das nothwendig, ewig und unendlich ist.

Fünfter Abschnitt.

Eitelkeit des Menschen. Wirkungen der Eigenliebe.

1.

Wir begnügen uns nicht mit dem Leben, das wir in uns und in unserm eignen Sein haben; wir wollen in der Idee der andern leben, ein eingebildetes Leben und strengen uns darum an zu scheinen. Unaufhörlich mühen wir uns ab dieses imaginäre Sein zu verschönern und zu erhalten und vernachlässigen das wahre Sein. Besitzen wir Ruhe, Großmuth oder Treue, so beeifern wir uns es sehen zu lassen um diese Tugenden an jenes eingebildete Sein zu heften, wir würden sie lieber von uns los machen um sie dort an zu bringen und wir würden mit Freuden Memmen sein um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Ruf der Tapferkeit zu erlangen. Das ist ein großes Zeichen von der Nichtigkeit unsers eignen Seins, daß wir mit dem einen ohne das andre nicht zufrieden sind und oft auf das eine verzichten um des andern willen. Denn wer nicht sterben wollte um seine Ehre zu erhalten, der wäre ehrlos. Die Süßigkeit des Ruhms ist so groß: woran man ihn auch knüpfe, selbst an den Tod, man liebt ihn.

2.

Der Stolz hält all unserm Elend das Gegengewicht, denn entweder er verbirgt es oder wenn er es aufdeckt, so macht er sich eine Ehre daraus es zu erkennen. Er hält uns so natürlich im Besitz mitten in unserm Elend und in unsern Irrthümern, daß wir selbst das Leben mit Freuden verlieren, wenn man nur davon spricht.

3.

Die Eitelkeit ist so fest gewurzelt im Herzen des Menschen, daß ein Packknecht, ein Küchenjunge, ein Lastträger sich rühmt und seine Bewundrer haben will, und die Philosophen selbst wollen dergleichen haben. Die, welche gegen den Ruhm schreiben, suchen den Ruhm gut geschrieben zu haben, und die, welche es lesen, suchen den Ruhm es gelesen zu haben, und ich, der ich dieses schreibe, habe vielleicht diese Begierde *) und vielleicht die, welche es lesen werden, haben sie auch.

4.

Trotz dem Anblick alles unsers Elends, das uns faßt und an der Kehle hält, haben wir doch einen Trieb, den wir nicht unterdrücken können, der uns erhebt.

5.

Wir sind so anmaßend, daß wir gekannt sein möchten von der ganzen Welt und selbst von den Menschen, die

*) Daß Pascal nicht frei von Eitelkeit war, wußte er selbst sehr gut. Vgl. Leben S. 38.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kommen werden, wenn wir nicht mehr sind, und wir sind so eitel, daß die Achtung von fünf oder sechs Personen, die uns umgeben, uns erfreut und zufrieden macht.

6.

Die Neugierde ist nichts als Eitelkeit. Meistentheils will man nur wissen um davon zu sprechen. Man würde nicht eine Reise machen übers Meer um nie davon zu reden, einzig aus Vergnügen zu sehen, ohne Hoffnung sich je mit einem Menschen darüber zu unterhalten. *)

7.

Man frägt nichts darnach geachtet zu werden in den Städten, wo man bloß durchreist; aber wenn man dort auch nur kurze Zeit bleiben soll, frägt man darnach. Wie viel Zeit gehört dazu? Eine Zeit verhältnißmäßig zu unsrer eiteln und geringen Dauer.

8.

Die Natur der Eigenliebe und dieses menschlichen Ichs ist nichts zu lieben als sich und nichts zu beachten als sich. Aber was soll das Ich thun? Es kann nicht verhindern, daß der Gegenstand, den es liebt, voll von Mängeln und Elend ist, es will groß sein und sieht sich klein; es will glücklich sein und sieht sich elend, es will vollkommen sein und sieht sich voll Unvollkommenheiten, es will der Gegenstand der Liebe und Achtung der Menschen sein und sieht, daß seine Mängel nichts verdienen als ihre Abneigung und Verachtung. Diese Verlegenheit, in welcher es sich befindet, erzeugt in ihm die ungerechteste und strafbarste Leidenschaft, die man sich denken kann. Es faßt einen tödtlichen Haß gegen diese Wahrheit, die es straft und seiner Mängel überführt. Es möchte sie vernichten und da es sie nicht an sich

*) Dies Verlangen mit zu theilen ist doch nicht immer nur Eitelkeit, oft auch Liebe. Man hat keinen Genuß, wenn man nicht andern Theil daran geben kann.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zerstören kann, zerstört es sie, so viel es vermag, in seiner Erkenntniß und in der Erkenntniß der andern, d. h. es giebt sich alle Mühe seine Mängel sich und andern zu verdecken und kann nicht leiden, daß man sie ihm zeige noch sie sehe.

Es ist gewiß ein Uebel voll Mängel zu sein; aber es ist noch ein größeres Uebel davon voll zu sein und sie nicht erkennen zu wollen, weil dann ja noch eine freiwillige Täuschung hinzugefügt wird. Wir wollen nicht, daß die andern uns betrügen, wir finden es nicht recht, daß sie von uns mehr geachtet sein wollen als sie verdienen; es ist mithin auch nicht recht, daß wir sie betrügen und daß wir von ihnen mehr geachtet sein wollen als wir verdienen.

Also wenn sie uns allein solche Unvollkommenheiten und Laster, die wir wirklich haben, aufdecken, so ist klar, daß sie uns kein Unrecht thun, weil sie nicht daran Schuld sind, sondern daß sie uns etwas Gutes thun, weil sie uns helfen uns von einem Uebel befreien, nämlich von dem Nichterkennen jener Unvollkommenheiten. Wir dürfen nicht böse sein, daß sie sie erkennen, da es recht ist, daß sie uns kennen so wie wir sind und uns verachten, wenn wir verächtlich sind.

Das sind die Gesinnungen, die in einem Herzen, das billig und gerecht wäre, entstehen müßten. Was sollen wir denn von unserm Herzen sagen, wenn wir darin eine ganz entgegen gesetzte Neigung finden? Denn ist es nicht wahr, daß wir die Wahrheit hassen und die, welche sie uns sagen, und daß wir es gern sehen, wenn sie sich zu unsern Gunsten täuschen, und daß wir von ihnen geachtet sein wollen anders als wir in der That sind? *)

*) Dies ist doch zu allgemein und zu scharf ausgesprochen. Erstlich will nicht jeder täuschen, wenigstens nicht immer; zweitens, wenn wir von den Nebenmenschen anders, als wir in der That sind, geachtet sein wollen, so ist das nicht immer, daß wir täuschen wollen, sondern wir sind oft in der That anders als in der Gesinnung, das Fleisch gelüstet wider den Geist

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Hier ein Beweis davon, der mir Schauder macht. Die katholische Religion verpflichtet uns nicht ohne Unterschied aller Welt unsre Sünden zu entdecken, sie leidet es, daß wir vor allen andern Menschen verborgen bleiben, aber sie nimmt einen einzigen davon aus, vor dem sie befiehlt den Grund unsers Herzens zu enthüllen und uns sehn zu lassen, wie wir sind. Es giebt nur diesen einzigen Menschen in der Welt, den sie uns gebietet zu enttäuschen und sie verpflichtet ihn zu einem unverletzlichen Geheimniß, wodurch dieses Wissen in ihm ist, als wäre es nicht in ihm. Kann man sich was Liebreicheres und Milderes denken? Und doch ist die Verderbtheit des Menschen so groß, daß er noch Härte in diesem Gesetz findet und das ist einer der Hauptgründe, warum ein großer Theil von Europa sich gegen die Kirche empört hat.

Wie ist das Herz des Menschen ungerecht und unvernünftig, schlecht zu finden, daß man es verpflichtet gegen einen Menschen zu thun, was in gewisser Art recht wäre gegen alle Menschen zu thun! Denn ist es recht, daß wir sie täuschen? *)

und so wird die That fleischlich, aber unser innerstes Selbst scheidet sich davon und den Geist gelüstet wider das Fleisch. Diesen Geist Gottes nun wollen wir geachtet sehen und an der Achtung andrer uns aufrichten, daß wir endlich thun was wir wollen, und nicht mehr in der That anders sind als wir eigentlich sind. (Gal. 5. 17.)

*) Man täuscht noch nicht, wenn man nicht alles sagt. Die Ohrenbeichte, so aufgefaßt wie hier, hat viele Vorzüge und kommt in dieser Art auch bei dem evangelischen Seelsorgeramt in einzelnen Fällen vor. Aber warum ein großer Theil von Europa sich gegen die (katholische) Kirche empört hat, das war nicht die Ohrenbeichte an sich, sondern der ungeheure Mißbrauch, welcher mit der durch sie erlangten Uebergewalt der Geistlichen über die Gemüther getrieben ward. Man kann hier auch nicht gegen die evangelische Kirche einwenden, daß der Mißbrauch nicht den Gebrauch aufhebt, denn sie hat den Gebrauch keineswegs aufgehoben, sondern ihn nur frei dem Herzensbedürfniß jedes Einzelnen überlassen und dann liegt allerdings viel Liebreiches und Mildes darin, wogegen die ka-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es giebt verschiedne Grade dieser Abneigung gegen die Wahrheit, aber man kann sagen: sie ist in allen in gewissem Grade, weil sie unzertrennlich von der Eigenliebe ist. Daher kommt jene nichtswürdige Delicatesse, welche diejenigen, die in der Nothwendigkeit sind die Andern tadeln zu müssen, dazu verpflichtet so viel Wendungen und Milderungen zu wählen um sie nur ja nicht zu verletzen. Sie müssen unsre Fehler verkleinern, müssen sich stellen als entschuldigten sie dieselben und müssen zwischenein Lobeserhebungen und Beweise von Zuneigung und Achtung darunter mischen.*) Bei alle dem hört diese Arzenei doch nicht auf bitter zu sein für die Eigenliebe. Sie nimmt davon so wenig als möglich und immer mit Ekel und oft selbst mit einem geheimen Widerwillen gegen die, welche sie ihr darreichen.

So geschieht es, daß, wer irgend ein Interesse hat von uns geliebt zu werden, sich davor hütet uns einen Dienst zu thun, von dem er weiß, daß er uns unangenehm ist. Man behandelt uns, wie wir behandelt sein wollen: wir hassen die Wahrheit und man verbirgt sie uns, wir wollen geschmeichelt sein und man schmeichelt uns, wir mögen gern betrogen sein und man betrügt uns.

tholische Kirche ein Gesetz daraus gemacht hat, und das drückt nicht allein mit Härte, sondern es ist eine Waffe, die höchst gefährlich wird, wenn sie in schlechte Hände fällt.

*) Nicht bloß die kluge Berechnung, auch die Liebe mischt so Lob unter den Tadel und sie ist es doch eigentlich, die das Herz für die Wahrheit öffnet und gewinnt. Wir fühlen, daß uns der Herr liebt und so lassen wir uns willig von ihm strafen, und wenn seine Liebe in unsern Reden athmet, findet auch unser Tadel eine gute Statt. Der Verfasser giebt hier und in Folgendem ein schauderhaftes Bild von der Art, wie die Menschen in der Welt sich behandeln, es ist das leider nur zu wahre Bild vom Reich der Lüge, anders aber ist es in dem Reich Christi, der den Vater der Lüge Lügen gestraft und seine Werke zerstört hat (1. Joh. 3. 8.); da gilt die Liebe und damit gegenseitiges Reizen zu guten Werken (Hebr. 10. 24.) und aufrichtiges gemeinschaftliches Arbeiten zur Beseitigung der Sünde. (Matth. 18. 15—17.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daher kommt es, daß jede Stufe des Glücks, die wir in der Welt höher steigen uns mehr von der Wahrheit entfernt, weil man die Menschen desto mehr zu verletzen scheut, je mehr ihre Zuneigung nützlich und ihre Abneigung gefährlich ist. Ein Fürst kann der Spott von ganz Europa sein und er allein weiß nichts davon. Ich wundre mich nicht darüber: die Wahrheit sagen ist dem nützlich, dem man sie sagt, aber denen nachtheilig, die sie sagen, weil sie sich gehässig machen. Nun lieben aber die, welche mit dem Fürsten leben, mehr ihren Vortheil als den des Fürsten, dem sie dienen und so sind sie weit entfernt ihm einen Vortheil zu verschaffen, indem sie sich selbst schaden.

Dies Unglück ist gewiß größer und gewöhnlicher in den höhern Verhältnissen, aber auch die geringern sind nicht davon ausgenommen, weil es immer einen Vortheil gewährt sich bei den Menschen beliebt zu machen.

So ist das menschliche Leben nichts als eine beständige Täuschung man thut nichts als sich gegenseitig betrügen und sich gegenseitig schmeicheln. Niemand spricht von uns in unsrer Gegenwart, wie er in unsrer Abwesenheit von uns spricht. Die Einigkeit, die unter den Menschen besteht, ist nur auf diesen gegenseitigen Betrug gegründet und wenige Freundschaften würden Bestand halten, wenn jeder wüßte, was sein Freund von ihm sagt, wenn er nicht da ist, obgleich er doch dann aufrichtig und ohne Leidenschaft von ihm spricht. *)

Der Mensch ist also nichts als Verstellung, Lüge und Heuchelei, so wohl in sich selbst als gegen die andern. Er will nicht, daß man ihm die Wahrheit sage, er vermeidet sie den andern zu sagen und alle diese Neigungen so weit entfernt von der Gerechtigkeit und von der Vernunft, haben eine natürliche Wurzel in seinem Herzen.

*) Th. 1. A. 9. §. 60.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sechster Abschnitt.

Schwäche des Menschen. Ungewissheit seiner natürlichen Erkenntniss.

1.

Worüber ich am meisten erstaune, ist zu sehn, daß niemand über seine Schwäche erstaunt. Man thut gar ernsthaft und jeder folgt seinem Verhältniß, nicht weil es wirklich gut ist ihm zu folgen, und weil es so Sitte ist, sondern als ob jeder zuverlässig wüßte, wo die Vernunft und das Recht sind. Wir finden uns jeden Augenblick getäuscht und mit einer lächerlichen Demuth glauben wir: das sei unser Fehler und nicht der Fehler der Kunst, die wir uns immer zu besitzen rühmen. Es ist gut, daß es viel von dergleichen Leuten giebt, um zu zeigen, daß der Mensch der ungereimtesten Meinungen ganz fähig ist, weil er fähig ist zu glauben, er habe nicht jene natürliche und unvermeidliche Schwäche, sondern im Gegentheil er besitze die natürliche Weisheit.

2.

Die Schwäche der menschlichen Vernunft kommt viel mehr bei denen zum Vorschein, die sie nicht kennen, als bei denen, die sie kennen. Wenn man zu jung ist, so urtheilt man nicht recht; desgleichen wenn man zu alt ist. Wenn man nicht genug nachdenkt, wenn man zu viel nachdenkt, so wird man eigensinnig, und kann nicht die Wahrheit finden. Betrachtet man sein Werk unmittelbar, nachdem man es gemacht, so ist man noch ganz davon eingenommen, betrachtet man es zu lange nachher, so dringt man nicht mehr ein. Für Beschauung der Gemälde giebt es nur einen untheilbaren Punkt, der die rechte Stelle ist sie zu beschauen, die andern sind zu nahe, zu weit, zu hoch, zu nie-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

drig. Die Perspective weist ihn an in der Malerkunst. Aber in der Wahrheit und in der Moral wer mag ihn anweisen?

3.

Jene Meisterin des Irrthums, die man Phantasie nennt und Meinung, ist um so mehr Betrügerin, weil sie es nicht immer ist, denn sie würde die untrügliche Regel der Wahrheit sein, wenn sie die untrügliche Regel der Lüge wäre. Allein, wenn sie auch meistentheils falsch ist, giebt sie gar kein Zeichen ihrer Beschaffenheit, indem sie mit gleichem Merkmal das Wahre und das Falsche bezeichnet.

Diese übermüthige Macht, die Feindin der Vernunft, die sich darin gefällt sie zu controliren und zu beherschen, hat, um zu zeigen wie viel sie in allen Dingen vermag, im Menschen eine zweite Natur geschaffen. Sie hat ihre Glücklichen und Unglücklichen, ihre Gesunden und Kranken, ihre Reichen und Armen, ihre Narren und Weisen und nichts erregt uns größern Widerwillen als zu sehn, daß sie ihre Freude mit viel reicherer und völliger Genüge erfüllt als die Vernunft, indem die Weisen in der Einbildung sich ganz anders in sich selbst gefallen als die wirklich Verständigen sich vernünftiger Weise gefallen können. Sie sehen auf die Menschen hochmüthig herab, sie streiten voll Kühnheit und Zuversicht, die andern voll Furcht und Mißtrauen und jene Fröhlichkeit des Angesichts giebt ihnen oft den Vorzug in der Meinung der Zuhörer; so viel Gunst haben die eingebildeten Weisen bei ihren Beurtheilungen von derselben Gattung. Sie kann die Narren nicht weise machen, aber sie macht sie zufrieden, der Vernunft zum Trotz, die ihre Freunde nur elend machen kann. Jene überhäuft sie mit Ehre, diese bedeckt sie mit Schande.

Wer theilt den Ruf aus? Wer giebt die Achtung und Verehrung den Personen, den Werken, den Großen, wenn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht die Meinung? Wie sehr sind doch alle Reichthümer der Erde unzureichend ohne ihre Beistimmung!

Die Meinung verfügt über alles; sie macht die Schönheit, das Recht und das Glück, was die Welt ihr Alles nennt. Ich möchte gern das Italienische Buch sehn, von dem ich nichts als den Titel kenne, der allein genug Bücher werth ist: Della opinione regina del mondo. Ich unterschreibe es ohne es zu kennen, mit Ausnahme des Schlechten, wenn was darinnen ist.

4.

Die wichtigste Angelegenheit des Lebens ist die Wahl eines Berufs. Der Zufall entscheidet darüber. Die Gewohnheit macht die Maurer, die Soldaten, die Dachdecker*). Das ist ein vorzüglicher Dachdecker, sagt man und von den Soldaten sagt man: Sie sind rechte Thoren! und die Andern im Gegentheil sprechen: Es ist nichts groß als der Krieg, alle übrige Menschen sind Lumpen. Weil man nun in der Kindheit jene Stände immer so viel loben und die übrigen verachten hört, so wählt man; denn natürlicher Weise liebt man die Tüchtigkeit und haßt den Unverstand. Diese Reden regen uns auf und man irrt bloß in der Anwendung und die Gewalt der Gewohnheit ist so groß, daß ganze Landstriche lauter Maurer, andre lauter Soldaten sind. Ganz gewiß ist die Natur nicht so einförmig: also ist es die Gewohnheit, die das macht und die Natur mit zieht. Indessen bisweilen überwiegt auch die Natur und erhält den Menschen in seinem angebornen Trieb, trotz aller Gewohnheit, sie sei gut oder schlecht.

5.

Wir halten uns nie an die Gegenwart**). Wir nehmen die Zukunft voraus, als wäre sie zu langsam und als müß-

*) Th. 2. A. 3. §. 6.
**) Th. 2. A. 17. §. 29.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ten wir sie beeilen, oder wir rufen die Vergangenheit zurück um sie an zu halten, als wäre sie zu eilig. Wir sind so unverständig, daß wir in den Zeiten herumschweifen, die nicht unser sind und an die einzige, die uns gehört, nicht denken, und wir sind so eitel, daß wir uns in die Zeiten vertiefen, die nicht mehr sind und uns die einzige, die ist, ohne Betrachtung entschlüpfen lassen. Das kommt daher, weil die Gegenwart uns gewöhnlich verletzt. Wir verbergen sie vor unserm Blick, weil sie uns betrübt und wenn sie uns angenehm ist, bedauern wir sie entfliehn zu sehn. Wir versuchen sie fest zu halten durch die Zukunft und wir denken die Dinge, die nicht in unsrer Gewalt sind, an zu ordnen für eine Zeit, die zu erreichen wir gar keine Gewißheit haben.

Jeder prüfe seine Gedanken, er wird sie immer mit der Vergangenheit und mit der Zukunft beschäftigt finden. Wir denken fast gar nicht an die Gegenwart und wenn wir an sie denken, geschieht es nur um von ihr Licht zu nehmen für die Anordnung der Zukunft. Die Gegenwart ist nie unser Ziel, die Vergangenheit und die Gegenwart sind unsre Mittel, die Zukunft allein ist unser Zweck. Also wir leben nie, aber wir hoffen zu leben *) und da wir uns immer einrichten glücklich zu sein, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß wir es nie sein werden, wenn wir nicht nach einer anderen Seligkeit trachten, als nach der, welche man in diesem Leben genießen kann.

6.

Unsre Einbildungskraft vergrößert uns die gegenwärtige Zeit, durch die fortgesetzten Betrachtungen darüber, so stark und verkleinert die Ewigkeit, eben weil sie nicht Betrachtungen darüber anstellt, so sehr, daß wir aus der Ewigkeit ein Nichts machen und aus dem Nichts eine Ewigkeit. Und

*) Victuros agimus semper nec vivimus unquam. Manil. Astr. IV, 5.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alles das hat seine so lebendigen Wurzeln in uns, daß alle unsre Vernunft uns nicht dagegen wehren kann.

7.

Cromwell war im Begriff die ganze Christenheit zu verheeren, die königliche Familie war verloren und die seine für immer mächtig, ohne ein kleines Sandkorn, das sich in seinem Harngang ansetzte. Rom stand auf dem Punkt unter ihm zu zittern, da ward dieser kleiner Kies, der sonst nichts war, an diesem Orte angesetzt und er war todt, seine Familie gestürzt und der König wieder eingesetzt.

8.

Man sieht fast nichts Gerechtes oder Ungerechtes, das nicht seine Beschaffenheit änderte, wenn es das Klima ändert. Drei Grade Polhöhe werfen die ganze Jurisprudenz über den Haufen. Ein Meridian entscheidet über die Wahrheit oder wenige Jahre über Besitz. Die Grundgesetze wechseln. Das Recht hat seine Zeiten. Eine schöne Gerechtigkeit, die ein Fluß oder ein Gebirge begrenzt! Wahrheit diesseit der Pyrenäen, Irrthum jenseit.

9. *)

Diebstahl, Blutschande, Mord der Kinder und der Väter, alles hat seine Stelle gefunden unter den tugendhaften Handlungen. Kann etwas lächerlicher sein, als daß ein Mensch das Recht hat mich zu tödten, weil er jenseit des Wassers wohnt und weil sein Fürst Streit mit dem meinen hat, obgleich ich durchaus keinen mit ihm?

Es giebt ohne Zweifel natürliche Gesetze, aber diese gute

*) Fast dieser ganze §. ist aus Montaigne (Essais II. 12. f.) entlehnt. Um Pascals eigne Ansichten vollständig auf zu fassen vergleiche man Th. 1. A. 9. §. 6. 10. 11. u. Th. 2. A. 17. §. 104. Es ist merkwürdig, wie schon damals die Grundsätze gepredigt wurden, die 130 Jahre später so schauderhaft in Ausübung gebracht worden sind. Alles wankt, wenn man nicht das göttliche Recht der Obrigkeit festhält. (Röm. 13. 1—7. 1. Petr. 2. 13—17.) — Für den Anfang des §. ist noch zu vergleichen Th. 1. A. 9. §. 3.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Vernunft, die verdorben ist, hat alles verdorben. Nichts ist mehr unser, was wir unser nennen, gehört der Kunst, nach Rathverordnung und Volksbeschlüssen werden Verbrechen geübt, wie einst an den Lastern, laboriren wir jetzt an den Gesetzen.

Aus dieser Verwirrung entsteht, daß der eine sagt: das Wesen der Gerechtigkeit sei das Ansehn des Gesetzgebers, ein andrer: die Bequemlichkeit des Herschers, noch ein anderer: die gegenwärtige Gewohnheit und das ist das sicherste, bloß nach der Vernunft ist nichts gerecht an sich; alles wankt mit der Zeit, die Gewohnheit macht alle Billigkeit allein dadurch, daß sie angenommen ist, das ist der geheimnißvolle Grund ihres Ansehns. Wer sie auf ihr Princip zurückführt, vernichtet sie. Nichts ist so fehlerhaft als die Gesetze, welche die Fehler gut machen; wer ihnen gehorcht, weil sie gerecht sind, gehorcht der Gerechtigkeit, die er sich einbildet, aber nicht dem Wesen des Gesetzes, es ist ganz in sich selbst gesammelt, es ist Gesetz und weiter nichts. Wer seinen letzten Grund erforschen will, findet ihn so schwach und leicht, daß er, wenn er sich nicht gewöhnt hat die Wunder der menschlichen Einbildungskraft zu beobachten, in Verwunderung gerathen muß, wie ein Jahrhundert ihm so viel Glanz und Würde verschafft hat. Die Kunst die Staaten um zu stürzen besteht darin, daß man die bestehenden Gewohnheiten erschüttert, indem man sie bis auf ihre Quelle ergründet um da ihren Mangel an Autorität und Gerechtigkeit an zu merken. Man muß zurück gehn sagt man, zu den ersten Grundgesetzen des Staats, die eine ungerechte Gewohnheit abgeschafft hat und das ist ein sichres Spiel um alles zu verlieren; auf der Wage wird nichts richtig sein. Dennoch leiht das Volk diesen Reden gern sein Ohr, es schüttelt das Joch ab, sobald es dasselbe erkennt und die Großen haben den Gewinn davon zu seinem Verderben und zum Verder-

ben jener neugierigen Erforscher der angenommenen Gewohnheiten. Freilich bisweilen fallen die Menschen in den entgegengesetzten Fehler und glauben mit Recht alles thun zu dürfen, was nicht ohne Beispiel ist. Daher sagte der weiseste der Gesetzgeber: zum Wohl des Menschen müsse man oft ihn täuschen und ein anderer guter Politiker sagt: Wenn er die Wahrheit, wodurch er frei werden soll, nicht kennt, so ists gut ihn zu täuschen. Er muß nicht merken die Wahrheit der Usurpation, sie ist vor Alters ohne Grund eingeführt worden; man muß sie ansehn lassen als rechtsgültig, ewig und muß ihren Anfang verbergen, wenn man nicht will, daß sie bald ein Ende nehme.

10.

Stellt den größten Philosophen der Welt auf eine Planke, breiter als er braucht um auf seine gewöhnliche Weise zu gehen, wenn darunter ein Abgrund ist, so mag seine Vernunft ihm noch so sehr seine Sicherheit nachweisen, die Einbildungskraft wird doch überwiegen. Viele könnten nicht einmal den Gedanken daran aushalten ohne bleich zu werden und zu schwitzen; ich will nicht alle Wirkungen davon anführen. Wer weiß nicht, daß es Menschen giebt, denen der Anblick von Katzen, Ratten, das Zerdrücken einer Kohle die Vernunft aus der Fassung bringt?

11.

Möchtet ihr nicht behaupten, daß jener Richter, dessen würdiges Alter einem ganzen Volk Ehrfurcht gebietet, sich mit einer reinen und erhabenen Vernunft beherschet und die Dinge nach ihrer Natur beurtheilt, ohne sich bei den eiteln Umständen auf zu halten, welche nur die Einbildungskraft der Schwachen verletzen? Seht ihn eintreten in die Räume wo er das Recht verwalten soll. Da sitzt er bereit zu hören mit einer exemplarischen Gravität. Wenn der Anwalt zum Vorschein kommt und die Natur hat ihm etwa eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heisere Stimme gegeben und ein seltsames Gesicht oder sein Barbier hat ihn schlecht rasirt und der Zufall hat ihn noch beschmutzt, so wette ich: alle Gravität des Richters ist fort.

12.

Der Geist des größten Mannes in der Welt ist nicht so unabhängig, daß er nicht gestört werden könnte durch den geringsten Lärm in seiner Nähe. Um seine Gedanken zu hindern, dazu ist nicht das Knallen einer Kanone nöthig, sondern nur das Knarren einer Wetterfahne oder einer Winde. Verwundert euch nicht, daß er diesen Augenblick nicht vorzüglich urtheilt, eine Fliege summt um seine Ohren, das ist genug um ihn zu gutem Urtheil unfähig zu machen. Wenn ihr wollt, daß er im Stande sei die Wahrheit zu finden, jagt das Thier weg, das seine Vernunft im Schach hält und jene mächtige Einsicht trübt, die Städte und Königreiche regiert.

13.

Der Willen ist eins der vorzüglichsten Werkzeuge des Glaubens, nicht daß er den Glauben bildet, sondern weil die Dinge wahr oder falsch erscheinen, je nachdem man sie von der einen oder andern Seite betrachtet. Der Willen, welchem die eine besser gefällt als die andre, wendet den Geist davon ab, die Eigenschaften der Seite, die er nicht liebt, zu beschauen, und so macht der Geist mit dem Willen gemeinschaftliche Sache und verweilt dabei, die Seite, welche dieser liebt, zu betrachten, urtheilt nach dem, was er hier sieht und regelt unmerklich seinen Glauben nach der Neigung des Willens *).

*) Dieses ist der Grund, warum dogmatische Streitigkeiten nicht immer rein auf dem wissenschaftlichen Gebiet bleiben können und leicht in das moralische überschweifen, so daß der Andersdenkende verketzert wird. Unglauben ist Sünde, das ist das Wahre an der Verketzerung; aber diese ist darum doch selbst eine Sünde, weil sie wider die Liebe ist, die nicht verdammt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

14.

Wir haben noch einen andern Grund des Irrthums, nämlich die Krankheiten. Sie verderben uns das Urtheil und den Sinn, und wenn die großen Krankheiten ihn merklich ändern, so zweifle ich nicht, daß die kleinen nach Verhältniß auf ihn Eindruck machen.

Unser eigner Vortheil ist auch ein wundervolles Werkzeug um uns die Augen mit Anmuth zu blenden. Die Neigung oder der Haß ändern die Gerechtigkeit. Wahrhaftig ein Advokat, der gut voraus bezahlt worden ist, wieviel gerechter findet er die Sache, die er vertheidigt! Dagegen weiß ich andre, die aus einer andern Sonderbarkeit des menschlichen Geistes, um nicht in jene Eigenliebe zu verfallen, ganz verkehrt die Ungerechtesten von der Welt gewesen sind. Das sicherste Mittel eine ganz gerechte Sache zu verderben war das, sie ihnen durch ihre nächsten Verwandten empfehlen zu lassen.

15.

Die Einbildungskraft vergrößert oft die kleinsten Gegenstände durch eine phantastische Schätzung, so daß sie gar damit unsre Seele füllt und mit vermessenem Uebermuth verkleinert sie die größten bis zu unserm Maß.

16.

Die Gerechtigkeit und die Wahrheit sind zwei so feine Spitzen, daß unsre Instrumente zu stumpf sind, um sie genau zu berühren. Wenn sie ankommen, so machen sie die Spitze glatt und ruhen rund herum, mehr auf dem Falschen als auf dem Wahren.

17.

Die alten Eindrücke sind nicht allein im Stande uns zu erfreuen, die Reize der Neuheit haben dieselbe Kraft. Daher kommen alle Streitigkeiten der Menschen, die sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einander vorwerfen, daß sie entweder den falschen Eindrücken ihrer Kindheit folgen oder leichtsinnig den neuen nachlaufen.

Wer hält die rechte Mitte? Er zeige sich und beweise es. Es giebt keinen Grundsatz, wie natürlich er auch sein möge, selbst von der Kindheit her, den man nicht ausgebe für einen falschen Eindruck bald der Erziehung, bald der Sinne. Weil du, sagt man, von Kindheit an geglaubt hast, daß ein Kasten leer war, wenn du nichts darin sahst, so hast du das Leere für möglich gehalten, das ist eine Täuschung deiner Sinne, welche die Gewohnheit befestigt hat und welche die Wissenschaft widerlegen muß. Und die andern sagen im Gegentheil: Weil man dir in der Schule gesagt, daß es nichts Leeres giebt, so hat man deinen gesunden Menschenverstand verdorben, der es so deutlich begriff, ehe jener schlechte Eindruck auf dich gemacht wurde, den mußt du widerlegen und zu deiner ersten natürlichen Ansicht zurückkehren. Wer hat dich dann betrogen, die Sinne oder die Erziehung?

18.

Alle Beschäftigungen der Menschen gehen darauf hin Gut zu erlangen und der Titel unter dem sie es besitzen, ist seinem Ursprunge noch nur ein Einfall derer, welche die Gesetze gemacht haben*). Sie haben auch durchaus keine Gewalt es sicher zu besitzen, tausend Zufälle rauben es ihnen. Eben so ist es mit der Wissenschaft, die Krankheit nimmt sie uns.

19.

Was sind unsre natürlichen Grundsätze anders als unsre angewöhnten Grundsätze? bei den Kindern sind es die, welche sie durch die Angewöhnung ihrer Väter angenommen haben, wie das Jagen bei den Thieren.

Eine verschiedene Gewohnheit wird andre natürliche

*) Th. 1. A. 12. §. 1.

Grundsätze geben. Das lernt man aus Erfahrung. Und giebt es natürliche Grundsätze, welche die Gewohnheit nicht auslöschen kann, so giebt es auch Grundsätze aus der Gewohnheit, welche die Natur nicht auszulöschen vermag. Das hängt von der Disposition ab.

Die Väter fürchten, daß die natürliche Liebe der Kinder erlösche. Was für eine Natur ist das denn, die zu erlöschen im Stande ist? Die Gewohnheit ist eine zweite Natur, welche die erste zerstört. Warum ist die Gewohnheit nicht natürlich? Ich fürchte sehr, daß diese Natur selbst eine erste Gewohnheit sei, wie die Gewohnheit eine zweite Natur ist.

20.

Wenn wir alle Nächte dieselbe Sache träumten, so würde sie uns vielleicht eben so viel Eindruck machen als die Gegenstände, die wir alle Tage sehn. Und wenn ein Handwerker gewiß wäre alle Nächte zwölf Stunden lang zu träumen, daß er König ist, ich glaube er würde beinahe eben so glücklich sein als ein König, der alle Nächte zwölf Stunden lang träumte, daß er ein Handwerker wäre. Träumten wir alle Nächte, daß wir von Feinden verfolgt und von ängstlichen Trugbildern umhergetrieben würden und brächten wir alle Tage in verschiednen Beschäftigungen hin, wie wenn man eine Reise macht, so würden wir fast eben so viel leiden, als wenn das wirklich wäre und würden uns scheuen zu schlafen, wie man das Erwachen scheut, wenn man fürchtet wirklich in solche unglücklichen Zustände ein zu treten. In der That diese Träume würden uns fast dieselben Leiden bereiten wie die Wirklichkeit. Aber weil die Träume alle verschieden sind und wechseln, so macht das, was wir in ihnen sehen, viel weniger Eindruck auf uns, als was wir wachend sehen, da dieses ununterbrochen anhält. Freilich ist es nicht so anhaltend und gleich, daß es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht auch wechsele, aber das geschieht doch weniger rasch, außer in seltnen Fällen*), wie wenn man reist und dann sagt man: Mir ist als träume ich. Denn das Leben ist ein Traum, nur etwas weniger unbeständig.

21.

Wir setzen voraus, daß alle Menschen die Gegenstände, die sich ihnen darbieten, auf gleiche Art auffassen und empfinden; aber wir setzen das ohne eigentlichen Grund voraus, denn wir haben gar keinen Beweis dafür. Ich weiß wohl, daß man dieselben Worte bei denselben Gelegenheiten gebraucht und daß allemal, wenn zwei Menschen z. B. den Schnee sehen, alle beide den Anblick desselben Gegenstandes mit denselben Worten ausdrücken, indem sie einer wie der andre sagen: er ist weiß; und aus dieser Gleichmäßigkeit des Gebrauchs gewinnt man eine mächtige Vermuthung von Gleichmäßigkeit der Ideen, aber das ist nicht unbedingt beweisend, obgleich sich für die Bejahung wohl wetten ließe.

22.

Sehen wir eine Wirkung immer auf dieselbe Weise erfolgen, so schließen wir auf eine natürliche Nothwendigkeit wie z. B. daß morgen ein Tag sein wird u. s. w. aber oft straft die Natur uns Lügen und befolgt nicht ihre eigenen Gesetze.

23.

Manchen Dingen, die gewiß sind, wird widersprochen, manche falsche läßt man ohne Widerspruch hingehn, so ist weder der Widerspruch ein Zeichen von Unwahrheit noch die Widerspruchslosigkeit ein Zeichen von Wahrheit.

24.

Wer recht unterrichtet ist, begreift, daß fast alle Dinge, da die Natur den Stempel ihres Urhebers in allen einge-

*) Für rarement hat die Pariser Ausgabe 1829 réellement, das hieße: „außer wenn man wirklich reist."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

graben trägt, etwas von seiner zwiefachen Unendlichkeit an sich haben. So sehn wir, daß alle Wissenschaften unendlich sind in der Ausdehnung ihrer Untersuchungen. Denn wer zweifelt daran, daß die Mathematik z. B. eine unendliche Zahl von Sätzen auf zu stellen hat? Eben so unendlich ist sie in Anhäufung und Schärfung der Gründe für diese Sätze; denn wer sieht nicht, daß die Gründe, welche man als die letzten aufstellt, nicht für sich selbst stehen, sondern auf andern gestützt sind, die wieder andere zur Stütze haben, und nie einen den letzten sein lassen?

Man sieht auf den ersten Blick, daß die Arithmetik allein unzählige Gründe liefert und jede Wissenschaft desgleichen.

Aber da die Unendlichkeit im Kleinen viel weniger sichtlich ist, haben die Philosophen um so eher gemeint dahin zu gelangen und da eben sind sie alle gestolpert. Das hat zu jenen so gewöhnlichen Titeln Anlaß gegeben, „von den Principien der Dinge" „von den Principien der Philosophie" und zu andern ähnlichen die, wenn auch nicht dem Scheine nach, doch in der That eben so hochfahrend sind als der in die Augen springende „de omni scibili*)."

Laßt uns denn keine Sicherheit und Gewißheit suchen. Unsre Vernunft wird immer betrogen durch die Unbeständigkeit der Erscheinungen; nichts kann die Endlichkeit fixiren zwischen den beiden Unendlichkeiten, die sie einschließen und sie fliehen. Wenn man das recht gefaßt hat, wird man glaube ich, in Ruhe bleiben, jeder in dem Stande, wohin die Natur ihn gestellt hat. Da diese Mitte, die uns zugefallen, immer von den Extremen gleich absteht, was ist daran gelegen, daß der Mensch ein wenig mehr Erkenntniß der Dinge hat? Wenn er sie hat, nimmt er die Dinge ein

*) „Von allem Wißbaren;" der Titel der Sätze, die Pico von Mirandola mit großem Erfolg zu Rom vertheidigte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wenig höher. Ist er aber nicht doch immer noch unendlich fern von den Extremen? Und die Dauer unsers längsten Lebens ist sie nicht unendlich fern von der Ewigkeit?

Im Vergleich mit diesen Unendlichkeiten sind alle Endlichkeiten gleich und ich sehe nicht, warum man seine Einbildungskraft mehr auf der einen als auf der andern ruhen lassen soll. Schon allein die Vergleichung, die wir zwischen uns und dem Endlichen anstellen macht uns Pein.

25.

Die Wissenschaften haben zwei Extreme, die sich berühren, das erste ist die reine natürliche Unwissenheit, in der sich alle Menschen befinden, so wie sie geboren werden. Das andre Extrem ist dasjenige, wohin die großen Geister gelangen, die alles, was die Menschen wissen können, durchgemacht haben und finden, daß sie nichts wissen und sich in derselben Unwissenheit begegnen, von der sie ausgegangen. Aber das ist eine wissende Unwissenheit, die sich selbst kennt. Diejenigen, welche zwischen beiden Extremen in der Mitte schweben, die aus der natürlichen Unwissenheit herausgetreten sind und zu der andern doch nicht gelangen konnten, haben einen Anstrich von jener genügenden Wissenschaft und machen die Klugen. Diese eben verwirren die Welt und urtheilen schlechter über alles als die andern. Das Volk und die Klugen ordnen gewöhnlich den Gang der Welt, die andern verachten die Welt und werden von ihr verachtet.

26.

Man hält sich natürlich viel eher fähig, zum Mittelpunkt der Dinge zu gelangen als ihren Umkreis zu umfassen. Die sichtbare Ausdehnung der Welt überragt uns sichtbar; dagegen weil wir wieder die kleinen Dinge überragen, halten wir uns eher fähig sie zu fassen und doch gehört nicht weniger Fähigkeit dazu um bis zum Nichts zu gehen als bis zum All. Sie muß bei dem einen wie bei dem andern un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

endlich sein und wer die letzten Gründe der Dinge begriffen hätte, der würde, scheint mir, auch bis zur Erkenntniß des Unendlichen gelangen können. Eins hängt vom andern ab und eins führt zum andern. Die Extreme berühren sich und vereinigen sich, je weiter sie sich entfernt haben und finden sich wieder in Gott und in Gott allein. –

Wenn der Mensch damit anfinge sich selbst zu erforschen, so würde er sehen, wie sehr er unfähig ist darüber hinaus zu gehen. Wie wäre es möglich, daß ein Theil das Ganze könnte? Vielleicht wird er trachten wenigstens die Theile zu kennen, mit denen er im Verhältniß steht. Aber die Theile der Welt haben alle eine solche Beziehung und eine solche Verkettung unter einander, daß ich es unmöglich halte den einen zu kennen ohne den andern und ohne das Ganze.

Der Mensch z. B. hat Beziehung zu allem, was er kennt. Er braucht des Raums um ihn aufzunehmen, der Zeit um zu dauern, der Bewegung um zu leben, der Urstoffe um ihn zusammen zu setzen, der Wärme und der Nahrungsmittel um ihn zu nähren, der Luft um zu athmen. Er sieht das Licht, er fühlt die Körper, genug alles kommt mit ihm in Verbindung.

Also um den Menschen zu kennen muß man wissen, woher es kommt, daß er der Luft bedarf um zu bestehn und um die Luft zu kennen, muß man wissen, wie sie Bezug hat auf das Leben des Menschen.

Die Flamme besteht nicht ohne die Luft, also um die eine zu kennen muß man die andre kennen.

Also da alle Dinge gewirkt sind und wirkend, mittelbar und unmittelbar und alle sich gegenseitig halten durch ein natürliches und unfühlbares Band, das die fernsten und verschiedensten zusammenknüpft, so scheint es mir unmöglich die Theile zu kennen ohne das Ganze und eben so das Ganze zu kennen ohne die Theile im Einzelnen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und was vielleicht unser Unvermögen die Dinge zu erkennen noch vollendet, ist, daß sie an sich einfach sind und wir zusammengesetzt aus zwei entgegengesetzten und verschiedenartigen Naturen, aus Seele und Leib; denn unmöglich ist der Theil, der in uns denkt, anders als geistig und wenn man behaupten wollte, daß wir bloß körperlich wären, so würde uns das noch vielmehr von der Erkenntniß der Dinge ausschließen, denn es wäre nichts so unbegreiflich als die Behauptung, daß die Materie sich selbst zu erkennen vermöge.

Diese Zusammensetzung von Geist und Körper hat gemacht, daß fast alle Philosophen die Begriffe der Dinge durch einander geworfen haben und den Körpern zugeschrieben was nur den Geistern zukommt, und den Geistern was nur den Körpern zukommen kann. Denn sie sagen dreist, daß die Körper nach unten streben, nach dem Mittelpunkt trachten, ihre Zerstörung fliehen, das Leere fürchten, Neigungen, Sympathien, Antipathien haben, alles Dinge, die nur den Geistern zukommen. Und wenn sie von den Geistern reden, betrachten sie sie als an einem Ort und schreiben ihnen die Bewegung von einer Stelle zur andern zu, Dinge, die nur den Körpern zukommen u. s. w.

Statt die Begriffe der Dinge in uns auf zu nehmen, färben wir mit den Eigenschaften unsers zusammengesetzten Wesens alle die einfachen Dinge, die wir betrachten.

Wer sollte nicht glauben, wenn er uns alle Dinge aus Geist und Körper zusammensetzen sieht, daß diese Mischung uns sehr begreiflich sein müßte? Dennoch ist dies gerade was man am Wenigsten begreift. Der Mensch ist für sich selbst der wunderbarste Gegenstand der Natur, denn er kann nicht fassen, was Körper ist und noch weniger, was Geist ist und noch weniger als irgend etwas, wie ein Körper mit einem Geist vereint sein kann. Das ist der Gipfel des Unbegreiflichen für ihn und doch ists sein eignes Wesen. „Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Art, wie der Geist mit den Körpern verbunden ist, kann von den Menschen nicht begriffen werden und doch ist das der Mensch."

27.

Der Mensch ist also nichts als ein Wesen voll Irrthümer, die unvertilgbar sind ohne die Gnade. Nichts zeigt ihm die Wahrheit, alles täuscht ihn. Die beiden Erkenntnißquellen der Wahrheit, die Vernunft und die Sinne, noch außerdem, daß es ihnen oft an Aufrichtigkeit fehlt, täuschen sich gegenseitig eins das andre. Die Sinne täuschen die Vernunft durch falschen Schein und denselben Betrug, den sie ihr spielen, erfahren sie ihrerseits von ihr; sie rächt sich dafür, die Leidenschaften der Seele verwirren die Sinne und machen widerwärtige Eindrücke auf sie, sie lügen und betrügen sich um die Wette.

Siebenter Abschnitt.

Elend des Menschen.

1.

Nichts ist mehr geeignet uns in die Kenntniß des menschlichen Elends zu leiten, als die Betrachtung der wahren Ursache von der beständigen Unruhe, in welcher die Menschen ihr Leben hinbringen.

Die Seele ist in den Leib gesetzt um darin kurze Zeit zu wohnen. Sie weiß, daß dieses nur ein Uebergang ist zu einer Reise in die Ewigkeit und daß ihr nur die kurze Zeit, die das Leben dauert, gegeben ist um sich darauf vor zu bereiten. Die Bedürfnisse der Natur rauben ihr einen sehr großen Theil dieser Zeit und es bleibt ihr davon nur sehr wenig, worüber sie verfügen kann. Aber dies wenige,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

was ihr bleibt, fällt ihr so sehr zur Last, und setzt sie so sonderbar in Verlegenheit, daß sie nur daran denkt es zu verlieren. Es ist ihr eine unerträgliche Pein, daß sie genöthigt ist mit sich zu leben und an sich zu denken. So ist es ihre einzige Sorge sich selbst zu vergessen und diese Zeit, die so kurz und so kostbar ist, verfließen zu lassen ohne Betrachtung, unter der Beschäftigung mit Dingen, die sie hindern daran zu denken.

Daraus entstehen alle leidenschaftlichen Beschäftigungen der Menschen und alles, was man Belustigung oder Zeitvertreib nennt, in welchen man eigentlich nichts anders zum Zweck hat als die Zeit vergehn zu lassen, ohne sie zu fühlen oder vielmehr ohne sich selbst zu fühlen und diesen Theil des Lebens zu verlieren, um so der Bitterkeit und dem innern Ekel zu entgehn, welche die nothwendige Folge sein würden, wenn man während der Zeit die Beobachtung auf sich selbst richten wollte. Die Seele findet nicht in sich was sie befriedigt, sie sieht da nichts, was sie nicht bekümmert, wenn sie daran denkt. Das zwingt sie sich nach Außen zu verbreiten und in der Hingebung an äußere Dinge die Erinnerung an ihren wahren Zustand zu verlieren. Ihre Freude besteht in diesem Vergessen und um sie elend zu machen genügt es sie zu nöthigen, daß sie sich sehe und mit sich allein sei.

Man legt den Menschen von Kindheit an die Sorge auf für ihre Ehre, für ihre Güter und sogar für das Gut und die Ehre ihrer Verwandten und Freunde. Man überladet sie mit dem Studium der Sprachen, Wissenschaften, Leibesübungen und Künste. Man bürdet ihnen Geschäfte auf, und thut ihnen dar, wie sie nicht glücklich sein werden, wenn sie nicht durch ihre Betriebsamkeit und ihre Sorgfalt machen, daß ihr Vermögen und ihre Ehre und selbst das Vermögen und die Ehre ihrer Freunde in gutem Stande

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sei, und wie sie unglücklich werden, wenn ihnen ein einziges von diesen Dingen fehlt. So giebt man ihnen Aemter und Geschäfte, die ihnen zu schaffen machen vom Morgen bis an den Abend. Das, sagt ihr, ist eine seltsame Art sie glücklich zu machen. Was könnte man Besseres thun, sie unglücklich zu machen? Fragt ihr, was man thun könnte? Man brauchte ihnen nur alle diese Sorgen zu nehmen, denn alsdann würden sie sich selbst sehen und an sich selbst denken, und das eben ist ihnen unerträglich. Auch nachdem sie sich mit so vielen Geschäften beladen, wenn sie noch einige Zeit der Erholung haben, suchen sie auch diese zu verlieren in irgend einem Vergnügen, das sie ganz in Besitz nimmt und sie sich selbst entreißt.

Darum, wenn ich anfing das mannigfaltige Hin- und Hertreiben der Menschen zu betrachten, wie sie sich den Gefahren und Mühseligkeiten aussetzen, am Hofe, im Kriege, bei der Verfolgung ihrer ehrgeizigen Ansprüche und wie daraus so viele Zwistigkeiten, Leidenschaften und gefährliche und verderbliche Unternehmungen entspringen, dann habe ich oft gesagt, alles Unglück der Menschen kommt davon her, daß sie nicht verstehn sich ruhig in einer Stube zu halten. Ein Mensch, der Güter genug hat um zu leben, wenn er bei sich daheim zu bleiben verstände, würde sich nicht heraus machen um aufs Meer zu gehn oder zur Belagerung einer Festung und wenn man einfach nur zu leben suchte, bedürfte man dieser so gefahrvollen Beschäftigung wenig.

Aber wenn ich es näher betrachtete, fand ich: daß die Menschen so entfernt davon sind in der Ruhe und bei sich selbst zu bleiben, das hat eine sehr wahre Ursache, nämlich das natürliche Unglück unsers Zustandes, der schwach und sterblich ist und so elend, daß nichts uns trösten kann, wenn nichts uns hindert daran zu denken und wir nichts sehn als uns.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich rede nur von denen, die sich betrachten ohne irgend Rücksicht auf Religion zu nehmen. Denn freilich das ist einer von den Vorzügen der christlichen Religion, daß sie den Menschen mit sich selbst versöhnt, indem sie ihn mit Gott versöhnt*), daß sie ihm den Anblick seiner selbst erträglich macht, und bewirkt, daß die Einsamkeit und die Ruhe vielen angenehmer sind als das rastlose Treiben und der Umgang der Menschen. Auch bringt sie alle diese wundervollen Wirkungen nicht dadurch hervor, daß sie den Menschen auf sich selbst beschränkt, sondern nur indem sie ihn bis zu Gott erhebt und ihn in dem Gefühl seines Elends aufrecht hält durch die Hoffnung eines andern Lebens, das ihn ganz davon befreien soll.

Aber diejenigen, die nur nach den Regungen handeln, die sie in sich und in ihrer Natur finden, können in jener Ruhe, die ihnen Anlaß giebt sich zu betrachten und sich zu sehen, unmöglich aushalten, ohne unablässig von Kummer und Traurigkeit ergriffen zu werden. Der Mensch, der nur sich liebt, haßt nichts so sehr als mit sich allein zu sein; er sucht nichts als nur für sich und flieht nichts so sehr als sich, denn, wenn er sich sieht, sieht er sich nicht so wie er sich wünscht und findet in sich eine Masse von unvermeidlichen Schwächen und einen Mangel an wahren und sichern Gütern, den er nicht im Stande ist aus zu füllen.

Man wähle welches Verhältniß man wolle, und vereinige darin alle Güter und alle Freuden, die einen Menschen scheinen befriedigen zu können; wenn der, welchen man in diesen Stand versetzt, ohne Beschäftigung ist und ohne Zerstreuung und man läßt ihn Betrachtungen anstellen über das, was er ist, so wird jene schwache Glückseligkeit ihn

*) Gal. 5. 17, 18. Röm. 7. 14—25. 1 Joh. 3. 19—24. Eph. 2. 14—16. 2 Kor. 5. 19, 20.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nicht aufrecht halten. Er wird nothwendig fallen bei den betrübenden Aussichten der Zukunft und wenn man ihn nicht außer sich beschäftigt, ist er nothwendiger Weise unglücklich.

Die königliche Würde, ist sie nicht an sich groß genug um den, der sie besitzt, glücklich zu machen durch den bloßen Anblick dessen, was er ist? Wird es noch nöthig sein auch ihn von diesem Gedanken ab zu lenken wie den gemeinen Mann? Ich sehe sehr wohl, daß man einen Menschen glücklich macht, wenn man ihn vom Anblick seines häuslichen Elends abwendet und seine Gedanken ganz erfüllt mit dem Eifer schön zu tanzen. Aber wird es derselbe Fall mit einem König sein? und wird er glücklicher sein, wenn er solchen eiteln Ergötzlichkeiten nachhängt, als wenn er seine Größe anschaut? Welchen befriedigendern Gegenstand könnte man seinem Geiste geben? Thäte man nicht seiner Freude Abbruch, wenn man seine Seele damit beschäftigte zu denken, wie er seine Schritte nach dem Takt einer Melodie messen oder geschickt einen Ball schlagen soll, statt ihn in Ruhe die Betrachtung der majestätischen Glorie, die ihn umgiebt, genießen zu lassen? Man mache den Versuch, man lasse einen König ganz allein, ohne eine Befriedigung der Sinne, ohne eine Sorge der Seele, ohne Gesellschaft, mit aller Muße an sich denken und man wird sehen, daß ein König, der sich sieht, ein Mensch voll Elend ist und es fühlt wie ein andrer. Auch vermeidet man dies sorgfältig und nie fehlt neben der Person des Königs eine große Zahl von Leuten, die darüber wachen, daß immer das Vergnügen den Geschäften folge und die alle seine Mußezeit beobachten um ihm Vergnügen und Spiele zu verschaffen, damit nur keine Leere eintrete d. h. er ist umgeben von Menschen, die mit einer bewundernswürdigen Sorgfalt verhüten, daß der König allein sei und im Stande an sich selbst zu denken, denn sie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wissen, wenn er daran denkt, wird er unglücklich sein, obschon er König ist*).

Auch liegt die Hauptursache, warum die Menschen die großen, sonst so beschwerlichen Würden ertragen, darin, daß sie ohne Unterlaß abgehalten werden an sich zu denken.

Gebt nur darauf Acht. Oberintendant, Kanzler, erster Präsident zu sein, was ist das anders als eine Menge Leute haben, die von allen Seiten kommen um ihnen nicht eine Stunde im Tage zu lassen, wo sie an sich selbst denken könnten? Und sind sie in Ungnade und man schickt sie nach ihren Landhäusern, wo ihnen weder Vermögen noch Dienerschaft fehlen um alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen, so bleibt es doch nicht aus, daß sie unglücklich sind, weil niemand mehr sie hindert an sich zu denken.

Daher kommt es, daß so viele Menschen sich vergnügen beim Spiel, auf der Jagd und in andern Zerstreuungen, die ihre ganze Seele beschäftigen. Nicht als ob in der That Glück enthalten wäre in dem, was man durch diese Spiele erlangen kann, oder als ob man sich einbildete, die wahre Seligkeit läge im Gelde, das man im Spiel gewinnen kann, oder in dem Hasen, den man jagt. Man würde das nicht haben wollen, wenn es angeboten würde. Nicht diesen weichlichen und ruhigen Besitz, der uns an unsern unglücklichen Zustand denken läßt, sucht man, sondern das Gewirr, was uns abhält daran zu denken.

Daher kommt es, daß die Menschen so sehr den Lärm und das Getümmel der Welt lieben, daß das Gefängniß

*) Diese Ausführung läßt sich wohl nicht ganz frei sprechen von dialektischer Künstelei. Ein König, so allein gedacht, wäre kein König, denn ihm fehlt worüber er König ist und die Hofleute zerstreuen ihn auch nicht, damit er nicht an sich selbst denke, sondern damit er ihren Wünschen diene. Auf ähnliche Weise sind im Folgenden die Verhältnisse nicht immer mit innerer Wahrheit sondern so dargestellt, wie sie hier in die dialektische Ideenverbindung passen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine so furchtbare Strafe ist und daß es so wenige Menschen giebt, die im Stande wären die Einsamkeit zu ertragen.

Das ist alles was die Menschen haben erfinden können um sich glücklich zu machen. Und diejenigen, die sich bloß damit ergötzen die Eitelkeit und Niedrigkeit der menschlichen Vergnügungen zu zeigen, kennen zwar ganz gut einen Theil ihres Elends, denn das ist ein sehr großes Elend an so niedrigen und verächtlichen Dingen Freude finden zu können, aber sie kennen nicht den Grund davon, der ihnen dieses Elend selbst nöthig macht, so lange sie nicht geheilt sind von jenem innern und natürlichen Elend, welches darin besteht, daß sie nicht den Anblick ihrer selbst zu ertragen vermögen. Jener Hase, wenn sie ihn gekauft hätten, würde sie nicht vor diesem Anblick bewahren, aber die Jagd bewahrt sie davor. Also wenn man ihnen vorwirft, daß, was sie mit so viel Eifer suchen, sie nicht befriedigen werde, daß nichts niedriger und eitler sei und sie antworteten, wie sie, wenn sie recht darüber nachdächten, antworten müßten, so würden sie ganz einstimmen, aber sie würden zugleich sagen, daß sie darin nur eine heftige und stürmische Beschäftigung suchen, die sie vom Anblick ihrer selbst abwende, und daß sie eben darum sich einen anziehenden Gegenstand wählen, der sie reize und ganz einnehme. Indessen sie antworten nicht so, weil sie sich nicht selbst kennen. Ein Edelmann glaubt aufrichtig, daß etwas Großes und Edles an der Jagd sei; er wird sagen: es ist ein königliches Vergnügen. Eben so ist es mit andern Dingen, mit denen die meisten Menschen sich beschäftigen. Man bildet sich ein, es sei etwas Wahres und Bleibendes in den Dingen selbst. Man überredet sich: hätte man jenes Amt erlangt, so würde man sich nachher mit Vergnügen in Ruhe setzen und man fühlt nicht die un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ersättliche Natur seiner Begierde. Man glaubt aufrichtig die Ruhe zu suchen und sucht in der That nur die Unruhe.

Die Menschen haben einen geheimen Trieb, der sie dazu bringt das Vergnügen und die Beschäftigung außen zu suchen, der aus dem Gefühl ihres beständigen Elends hervorgeht. Und sie haben einen andern geheimen Trieb, der von der Größe ihrer ersten Natur übrig ist, der ihnen zu erkennen giebt: das Glück sei in Wahrheit nur in der Ruhe. Und aus diesen beiden widerstreitenden Trieben bildet sich in ihnen ein verworrner Lebensplan, der sich ihrem Blick in der Tiefe ihrer Seele verbirgt, der sie veranlaßt durch unruhige Geschäftigkeit nach der Ruhe zu streben und sich immer ein zu bilden: die Befriedigung, die sie nicht haben, werde kommen, wenn sie einige Schwierigkeiten, die sie vor Augen sehen, übersteigen und sich dadurch die Pforte zur Ruhe eröffnen können.

So verfließt das ganze Leben. Man sucht die Ruhe, indem man einige Hindernisse bekämpft und wenn man sie überstiegen hat, wird die Ruhe unerträglich. Denn man denkt entweder an die Uebel, die man hat, oder an die, von welchen man bedroht wird. Und wenn man sich auch von allen Seiten sicher sähe, so würde doch die Langeweile nicht säumen in eigner Kraft aus dem Grunde des Herzens, wo sie natürliche Wurzeln hat, hervor zu kommen und den Geist mit ihrem Gift zu erfüllen.

Darum als Pyrrhus sich vornahm mit seinen Freunden der Ruhe zu genießen, wenn er zuvor einen großen Theil der Welt erobert haben würde und Cineas ihm sagte, daß er besser thun würde sein Glück zu beschleunigen um gleich auf der Stelle dieser Ruhe zu genießen ohne es erst durch so viele Mühseligkeiten zu suchen, so gab er ihm einen Rath, der an großen Schwierigkeiten litt und der nicht viel vernünftiger war als der Plan jenes ehrgeizigen Jünglings.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der eine wie der andre setzte voraus, daß der Mensch an sich selbst und an seinen gegenwärtigen Gütern sich genügen lassen kann ohne die Leere seines Herzens aus zu füllen mit eingebildeten Hoffnungen und das ist falsch. Pyrrhus konnte weder vor noch nach Eroberung der Welt glücklich sein und vielleicht war das weichliche Leben, wozu ihm sein Minister rieth, noch weniger geeignet ihn zu befriedigen als die Unruhe so vieler Kämpfe und so vieler Züge, auf die er sann.

Man muß also anerkennen: der Mensch ist so unglücklich, daß er sich selbst peinigen würde ohne irgend eine äußre Ursache zum Mißbehagen durch den eigenen Zustand seiner natürlichen Lage, er ist bei dem allen zugleich so eitel und so leichtsinnig, daß bei tausend wesentlichen Ursachen zur Pein, die geringste Kleinigkeit hinreicht ihn zu vergnügen; so daß er, wenn man es ernstlich betrachtet, noch mehr zu beklagen ist, weil er sich an so eiteln und niedrigen Dingen vergnügen kann, als weil er sich über sein wirkliches Elend bekümmert und seine Vergnügungen sind unendlich weniger vernünftig als sein Mißbehagen.

2.

Woher kommt es, daß jener Mann, der seit kurzem seinen einzigen Sohn verloren hat und der unter einer Last von Prozessen und Streitigkeiten diesen Morgen so voll Unruhe war, jetzt nicht mehr daran denkt? Verwundert euch nicht darüber, er ist ganz beschäftigt zu sehen, wo ein Hirsch vorbeikommen wird, den seine Hunde hitzig verfolgen seit sechs Stunden. Mehr braucht ein Mensch nicht, wie voll Trauer er auch sei. Kann man es über ihn gewinnen, daß er sich auf ein Vergnügen einläßt, so ist er die Zeit über glücklich; aber das ist ein falsches und eingebildetes Glück, das nicht von dem Besitz irgend eines wahren und bleibenden Guts herrührt, sondern von einer Leichtigkeit des Sinnes, in welcher er das Andenken seines wirklichen Elends vergißt um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich an niedre und lächerliche Dinge zu hängen, die seiner Bemühung und noch mehr seiner Liebe unwürdig sind. Das ist die Freude eines Kranken und Wahnsinnigen, die nicht von der Gesundheit seiner Seele herrührt, sondern von seiner Verwirrtheit; das ist ein Lachen der Tollheit und Täuschung. Denn es ist befreiendend, wenn man betrachtet was den Menschen gefällt in den Spielen und Vergnügungen. Freilich indem sie den Geist beschäftigen, wenden sie ihn ab von dem Gefühl seiner Leiden, und das ist reell; aber sie beschäftigen ihn nur, weil er sich daraus einen eingebildeten Gegenstand der Leidenschaft bildet, an den er sich hängt.

Was meint ihr, ist der Gegenstand jener Leute, die mit so viel Anstrengung des Geistes und Bewegung des Leibes Ball spielen? Sich den andern Tag unter ihren Freunden zu rühmen, daß sie besser gespielt haben als ein andrer. Das ist der Grund ihres Eifers. So schwitzen andre auf ihren Stuben um den Gelehrten zu zeigen, daß sie eine Aufgabe der Algebra gelöst haben, die bis dahin nicht gelöst werden konnte. Und so viele andre setzen sich den größten Gefahren aus um sich nachher zu rühmen, daß sie eine Festung gewonnen haben, meines Bedünkens eben so thöricht. Und noch andre gar arbeiten sich zu Tode um alle diese Dinge auf zu zeichnen, nicht um dadurch weiser zu werden, sondern bloß um zu zeigen, daß sie die Eitelkeit dieser Dinge erkennen und diese sind die größten Thoren der ganzen Rotte, weil sie es mit Wissen sind, statt daß man von den andern denken kann, daß sie nicht die Thoren sein würden, wenn sie jene Erkenntniß hätten.

3.

Derselbe Mensch, den man unglücklich machen würde, wenn man ihm alle Morgen das Geld, das er jeden Tag gewinnen kann, geben wollte unter der Bedingung nicht zu spielen, derselbe bringt sein Leben ohne Mißbehagen hin,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

indem er alle Tage um eine Kleinigkeit spielt. Man wird vielleicht sagen: er suche das Vergnügen des Spiels und nicht den Gewinn. Aber man lasse ihn um nichts spielen, und er wird nicht warm dabei werden und sich dabei langweilen. Also nicht das Vergnügen allein sucht er, ein mattes Vergnügen ohne Leidenschaft langweilt ihn. Er muß dabei in Feuer gerathen und sich selbst aufregen, indem er sich einbildet: er würde so glücklich sein zu gewinnen, was er sich nicht geben lassen möchte unter der Bedingung nicht zu spielen, er muß sich einen Gegenstand der Leidenschaft bilden, der sein Verlangen reizt, seinen Zorn, seine Furcht, seine Hoffnung.

So sind die Ergötzlichkeiten, die das Glück der Menschen ausmachen, nicht nur niedrig, sie sind auch falsch und betrügerisch, d. h. sie haben zum Gegenstand Phantome und Täuschungen, die unmöglich den Geist des Menschen beschäftigen könnten, wenn er nicht das Gefühl und den Geschmack des wahren Glücks verloren hätte und wenn er nicht voll wäre von Niedrigkeit, Eitelkeit, Leichtsinn, Stolz und unzähligen andern Lastern und sie helfen uns unser Elend tragen nur dadurch, daß sie uns ein wahreres und wirklicheres Elend verursachen. Dies ist es nämlich, was uns hauptsächlich verhindert an uns zu denken und was uns veranlaßt unmerklich die Zeit zu verlieren. Ohne dieses würden wir Mißbehagen empfinden und dies Mißbehagen würde uns treiben irgend ein sichreres Mittel zu suchen um demselben zu entgehn. Aber die Zerstreuung betrügt uns, ergötzt uns und bringt uns unmerklich bis zum Tode.

4.

Da die Menschen kein Heilmittel entdecken konnten gegen den Tod, das Elend, die Unwissenheit, so sind sie darauf verfallen um sich glücklich zu machen nicht daran zu denken. Das ist alles, was sie erfinden konnten um sich

über so viel Uebel zu trösten. Aber das ist ein sehr elender Trost, weil er darauf hingeht, nicht das Uebel zu heilen, sondern es bloß kurze Zeit zu verbergen und indem er es verbirgt, macht er, daß man nicht daran denkt es wirklich zu heilen. So geschieht es durch eine seltsame Verkehrtheit der Natur des Menschen, daß das Mißbehagen sein empfindlichstes Uebel, in gewisser Art sein größtes Gut ist, weil es mehr als alles andre dazu beitragen kann, ihn seine wahre Heilung suchen zu machen und daß das Vergnügen, welches er als sein größtes Gut ansieht, in der That sein größtes Uebel ist, weil es mehr als alles andre ihn davon abhält das Heilmittel für seine Uebel zu suchen. Das eine wie das andre ist ein vorzüglicher Beweis von dem Elend und dem Verderben des Menschen und zugleich von seiner Größe; denn nur deshalb fühlt der Mensch sich bei allem unbehaglich und sucht diese Menge von Beschäftigungen, weil er die Vorstellung des Glücks hat, das er verloren. Da er es in sich nicht findet, sucht er es umsonst in den äußern Dingen, ohne je sich zufrieden stellen zu können, weil es weder in uns noch in den Geschöpfen ist, sondern in Gott allein.

5.

Da die Natur uns immer unglücklich macht in allen Zuständen, so malen unsre Begierden uns einen glücklichen Zustand aus, dadurch, daß sie mit dem Zustande, in dem wir sind, die Freuden des Zustandes verbinden, in dem wir nicht sind und wenn wir zu diesen Freuden gelangen sollten, würden wir darum nicht glücklich sein, weil wir andre Begierden, einem neuen Zustande gemäß, haben würden.

6.

Man denke sich eine Anzahl Menschen in den Ketten und alle zum Tode verurtheilt, die einen werden jeden Tag vor den Augen der andern erwürgt und die, welche bleiben,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sehen ihre eigne Lage in der Lage ihrer Genossen und sich einer den andern mit Schmerz und ohne Hoffnung betrachtend, erwarten sie, daß die Reihe an sie komme. Das ist das Bild von der Lage der Menschen.

Achter Abschnitt.

Gründe einiger Volksmeinungen.

1.

Ich will hier meine Gedanken aufschreiben, ohne Ordnung und doch vielleicht nicht in Verwirrung, ohne Plan; das ist die wahre Ordnung, die auch immer durch die Unordnung selbst meinen Zweck bezeichnen wird.

Wir werden sehn, daß alle Volksmeinungen recht verständig sind, daß das Volk nicht so thöricht ist als man sagt und daß also die Meinung, welche die Volksmeinung zerstört, selbst untergehen muß.

2.

In einem gewissen Sinne ist es wahr, wenn man sagt, daß alle Welt in der Täuschung ist; denn obgleich die Meinungen des Volks verständig sind, so sind sie es doch nicht in seinem Kopfe, weil es glaubt, daß die Wahrheit da sei, wo sie nicht ist. Die Wahrheit ist wohl in ihren Meinungen, aber nicht auf dem Punkt, wo sie sie sich denken.

3.

Das Volk verehrt die Personen von hoher Geburt. Die Halbgebildeten verachten sie und sagen: die Geburt sei nicht ein Vorzug der Person, sondern des Zufalls. Die Gebildeten ehren sie nicht nach der Ansicht des Volks, sondern nach einer höhern Ansicht. Einige Eiferer, die nicht viel Kenntniß besitzen, verachten sie trotz jenes Ansehns, das sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Gebildeten verehrenswerth macht, weil sie darüber nach einem neuen Licht, das ihnen ihre Frömmigkeit giebt, urtheilen. Aber die vollkommnen Christen ehren sie nach einem andern höhern Licht. So wechseln die Meinungen und folgen sich dafür und dagegen, je nachdem man Einsicht hat.

4.

Das größte aller Uebel ist der Bürgerkrieg. Er ist gewiß, wenn man das Verdienst belohnen will, denn alle würden sagen sie haben Verdienst. *) Das Uebel, das zu befürchten steht von einem albernen Menschen, der durch das Recht der Geburt nachfolgt, ist weder so groß noch so gewiß.

5.

Warum folgt man der Mehrheit? Weil sie mehr Recht hat? Nein, sondern weil sie mehr Gewalt hat.

Warum folgt man den alten Gesetzen und den alten Meinungen? Weil sie verständiger sind? Nein, sondern sie sind einzig und benehmen uns den Grund zur Verschiedenheit der Ansichten.

6.

Das Reich, das auf die Meinung und Einbildung gegründet ist, herscht einige Zeit, es ist sanft und freiwillig. Das Reich der Gewalt herscht immer.

So ist die Meinung gleichsam die Königinn der Welt, aber die Gewalt ist ihr Herr.

7.

Wie wohl hat man daran gethan die Menschen mehr nach dem Aeußern zu unterscheiden als nach den innern Eigenschaften! **)

*) Das bedarf der Erklärung. „Es ist Bürgerkrieg, wenn der Prinz von Conti sagt: Ich habe eben so viel Verdienst als der große Condé; wenn Retz sagt: Ich bin mehr als Mazarin; wenn Beaufort sagt: Ich übertreffe Turenne, und wenn niemand da ist sie an ihren Platz zu stellen. Aber wenn Ludwig XIV. kommt und sagt: Ich werde nur das Verdienst belohnen, dann ist kein Bürgerkrieg mehr.“ Voltaire.

**) Vgl. §. 14.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wer von uns beiden soll vorangehn? wer soll dem andern den Platz räumen? der weniger Kluge? Aber ich bin eben so klug als er. Wir werden uns darum schlagen müssen. Er hat vier Diener und ich nur einen, das ist zu sehen, man braucht nur zu zählen. Also ich muß weichen und ich bin ein Narr, wenn ich streite.

Durch dieses Mittel sind wir in Frieden, was das Größte aller Güter ist.

8.

Die Gewohnheit die Könige von Garden, Trommelschlägern, Officieren und von allen den Dingen, die das Ganze zu Ehrfurcht und Schrecken beugen, umgeben zu sehen, macht, daß ihr Antlitz, wenn es bisweilen allein und ohne diese Begleitung ist, ihren Unterthanen Ehrfurcht und Schrecken einflößt, denn man trennt nicht in Gedanken ihre Person von ihrem Gefolge, das man gewöhnlich mit ihnen sieht. Die Welt, die nicht weiß, daß diese Wirkung ihren Ursprung in jener Gewohnheit hat, glaubt sie komme von einer natürlichen Kraft und daher die Redensarten: „der Zug der Göttlichkeit ist seinem Antlitz aufgedrückt" u. s. w.

Die Macht der Könige ist gegründet auf die Vernunft und auf die Thorheit des Volks und zwar weit mehr auf die Thorheit. Das Größte und Wichtigste in der Welt hat zur Grundlage die Schwäche und diese Grundlage ist bewundernswürdig sicher; denn nichts ist sichrer als daß das Volk schwach sein wird. Was allein auf die Vernunft gegründet ist, steht sehr schlecht gegründet, wie z. B. die Achtung der Weisheit.

9.

Unsre obrigkeitlichen Personen haben dieses Geheimniß wohl erkannt. *) Ihre rothen Röcke, ihre Hermelinmäntel,

*) Das Geheimniß ist nun gelüftet, der Nimbus ist verschwunden und alle diese oft lästigen und hohlen Formen sind im Lauf der Zeit gesunken;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

in welche sie sich einwickeln wie vermummte Katzen, die Paläste, wo sie richten, die Lilien, alle diese erhabne Zurüstung war nöthig und wenn die Aerzte nicht lange Röcke und große Schuhe *) und die Doctoren nicht viereckige Mützen und Roben, zu weit für ihrer viere, hätten, so würden sie nie die Welt gefoppt haben, doch solcher authentischen sichern Probe kann sie nicht widerstehn. Bloß die Kriegsleute haben sich nicht so vermummt, weil allerdings ihr Theil mehr wesentlich ist. Sie befestigen sich durch die Gewalt, die andern durch Verstellung.

Daher haben auch unsre Könige diese Verhüllungen nicht gesucht. Sie haben sich nicht mit außerordentlichen Kleidern maskirt um als Könige zu erscheinen; aber sie lassen sich begleiten von Leibwachen und Hellebardirern, von diesen pausbackigen Waffenknechten, die Hände und Kraft nur für sie haben. Die Trompeter und die Trommelschläger, die vorausgehen, und die Legionen, die sie umgeben, machen die festesten Gemüther zittern. Sie haben nicht allein das Kleid, sie haben die Gewalt. Man muß einen sehr freien Geist haben um den Großherrn in seinem prächtigen Serail von vierzig tausend Janitscharen umgeben an zu sehn wie einen andern Menschen.

Hätten die obrigkeitlichen Personen die wahre Gerechtigkeit, hätten die Aerzte die wahre Kunst zu heilen, so brauchten sie nichts mehr als viereckige Mützen. Das Ansehn jener Wissenschaft würde von selbst ehrwürdig genug sein. Da sie aber nur eingebildetes Wissen haben, so müssen sie zu jenen eiteln Ausschmückungen greifen, welche die Einbildungskraft, mit der sie es zu thun haben, anregen und dadurch verschaffen sie sich denn in der That Achtung.

aber wir können uns dessen nicht unbedingt freuen, denn es ist damit die kindliche Ehrfurcht vor der menschlichen und göttlichen Ordnung immer seltner geworden.

*) Die Sammtpantoffeln der Graduirten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir sind nicht im Stande einen Advokaten in dem langen Rock und mit der Mütze auf dem Kopfe zu sehen, ohne eine vortheilhafte Meinung von seiner Tüchtigkeit zu fassen.

Die Schweizer ärgern sich, wenn sie Adlige genannt werden und beweisen ihr bürgerliches Herkommen um großer Aemter würdig gehalten zu werden.

10.

Ein Schiff zu führen wählt man nicht den unter den Reisenden aus, der vom besten Hause ist.

Jedermann sieht, daß man fürs Ungewisse arbeitet, auf der See, in der Schlacht u. s. w., aber niemand kennt die Regel des Spiels, die zeigt, warum man es soll. Montaigne hat eingesehn, daß man Anstoß nimmt an einem hinkenden Geist und daß die Gewohnheit alles thut; aber er hat nicht den Grund eingesehen, warum das so ist. *)

Die, welche nur die Wirkungen sehen und nicht die Ursachen, sind im Vergleich mit denen, welche die Ursachen entdecken, wie diejenigen, welche nur Augen haben im Vergleich mit denen, die Geist haben. Denn die Wirkungen sind gleichsam fühlbar und die Gründe sind sichtbar nur dem Geiste und obgleich es der Geist ist, durch den diese Wirkungen erkannt werden, so ist doch dieser Geist im Vergleich mit dem, welcher die Ursachen sieht, wie die leiblichen Sinne sind im Vergleich mit dem Geiste.

11.

Woher kommt es, daß ein Hinkender uns nicht erzürnt, aber wohl ein hinkender Geist? Das kommt daher, weil ein Hinkender erkennt, daß wir recht gehen und ein hinken-

*) Vgl. Th. 2. A, 17. §. 107. — Ueber die Regel der Wahrscheinlichkeit im Spiel (regle des partis) hat Pascal eine eigne Abhandlung geliefert. s. Leben. S. 27. Anm. vgl. Th. 2. A. 17. §. 19. — Ueber Montaigne s. Th. 1. A. 11. in einer Anmerk.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Geist sagt, daß wir es sind, die hinken; wäre das nicht, so würden wir mehr Mitleid als Zorn gegen ihn fühlen.

Epiktet *) fragt auch, warum wir nicht böse werden, wenn man sagt, daß wir Kopfschmerzen haben, aber wohl, wenn man sagt, daß wir schlecht urtheilen oder schlecht wählen? Das kommt daher, weil wir ganz gewiß sind nicht Kopfschmerz zu haben und nicht zu hinken. Aber wir sind nicht eben so sicher, daß wir das Wahre wählen. Wir haben dafür keine andere Sicherheit, als daß wir es nach unsrer besten Einsicht erkennen; wenn nun ein andrer nach seiner besten Einsicht das Gegentheil erkennt, so macht uns das schwankend und stutzig und das noch mehr, wenn tausend andre über unsre Wahl spotten, denn wir sollen dann unsre Einsicht der Einsicht von so vielen andern vorziehn und das ist kühn und schwer. Nie giebt es einen solchen Widerspruch in den Sinnen in Betreff eines Hinkenden.

12.

Der Respect sagt: „Mache dir Ungelegenheit." Das ist eitel dem Scheine nach, aber ganz recht, denn es heißt so viel als: Ich würde mir Ungelegenheit machen, wenn du es brauchtest, da ich es thue, ohne daß es dir nützt. Außerdem dient auch die Ehrerbietung um die Großen aus zu zeichnen. Wenn es Respect wäre in einem Lehnstuhl zu sitzen, so würde man alle Welt ehren, und also nicht auszeichnen, aber indem man sich Ungelegenheit macht, zeichnet man sehr wohl aus.

13.

Prächtig gekleidet zu sein ist nicht so ganz eitel, man zeigt damit, daß eine große Zahl von Leuten für uns arbeitet, man zeigt durch seine Haare, daß man einen Kammerdiener hat, einen Parfümeur u. s. w. durch seinen Kragen den Faden und die Borte u. s. w.

*) Th. 1. A. 11.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ist aber nicht ein bloßes oberflächliches Wesen, nicht ein bloßes Kleid viele Arme zu seinen Diensten zu haben.

14. *)

Das ist wunderbar: man will nicht, daß ich einen Menschen ehre, der in Brokatell gekleidet ist und dem sieben oder acht Lakaien folgen. Ach was! er wird mir die Peitsche geben lassen, wenn ich ihn nicht grüße. Dieses Kleid, das ist eine Macht; anders ist es mit einem wohl aufgeschirrten Pferde im Vergleich zu einem andern.

Montaigne ist lächerlich, daß er nicht sieht, was für ein Unterschied es ist zu bewundern, daß man hier einen findet und nach dem Grunde davon zu fragen.

15.

Das Volk hat sehr gesunde Meinungen, z. B. daß es das Vergnügen und die Jagd lieber gewählt hat als die Poesie. Die Halbgelehrten spotten darüber und thun sich was darauf zu gut darin seine Thorheit zu zeigen; aber es hat Recht aus einem Grunde, den sie nicht ergründen.

Es thut auch wohl die Menschen nach dem Aeußerlichen zu unterscheiden, als z. B. nach der Geburt oder nach dem Besitz. Die Welt thut sich wieder gleichfalls etwas darauf zu gut zu zeigen, wie unvernünftig das sei, aber das ist sehr vernünftig.

16.

Es ist ein großer Vortheil von Stande zu sein. Ein Mensch von achtzehn oder zwanzig Jahren kommt dadurch in eine solche Stellung, gekannt und geehrt, wie ein andrer von funfzig Jahren sich vielleicht verdienen mag. Das sind dreißig Jahre gewonnen ohne Mühe.

17.

Es giebt Leute, die, um zu zeigen, daß man unrecht thut sie nicht zu achten, nie unterlassen das Beispiel von

*) Vgl. §. 7. und Th. 1. A. 10. §. 15.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

angesehenen vornehmen Personen, die auf sie etwas halten, an zu führen. Ich möchte ihnen antworten: Zeigt uns das Verdienst, wodurch ihr euch die Achtung jener Personen zugezogen habt, und wir werden euch eben so achten.

18.

Wenn sich ein Mensch an das Fenster setzt um die Vorübergehenden zu betrachten und ich gehe da vorbei, kann ich sagen, daß er sich dahin gesetzt hat um mich zu sehn? Nein, denn er denkt nicht an mich besonders.

Aber der, welcher ein Weib liebt um ihrer Schönheit willen, liebt er sie? Nein; denn die Pocken, die ihr die Schönheit rauben ohne sie zu tödten, werden machen, daß er sie nicht mehr liebt; und wenn man mich liebt um meines Urtheils oder meines Gedächtnisses willen, liebt man mich? Nein; denn ich kann diese Eigenschaften verlieren ohne auf zu hören zu sein.

Was ist denn dies Ich, wenn es nicht im Leibe und nicht in der Seele ist? Und wie mag man den Leib oder die Seele anders lieben als um dieser Eigenschaften willen, die nicht das Ich machen, weil sie vergänglich sind? Denn würde man wohl die Substanz der Seele eines Menschen abstract lieben, welche Eigenschaften auch an ihr wären? Das geht nicht und wäre ungerecht.

Man liebt also nie die Person, sondern allein die Eigenschaften, oder wenn man die Person liebt, so muß man sagen, daß die Vereinigung der Eigenschaften die Person ausmacht.

19.

Das, was uns am Meisten am Herzen liegt, ist am Häufigsten nichts, wie z. B. zu verbergen, daß man wenig hat. Das ist ein Nichts, was unsre Einbildung zu einem Berge vergrößert. Eine andre Wendung der Einbildung läßt uns das ohne Mühe entdecken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

20.

Diejenigen, welche im Stande sind zu erfinden, sind selten; diejenigen, welche nichts erfinden, sind in viel größerer Zahl und folglich die Stärksten und so sieht man, daß sie gewöhnlich*) den Erfindern die Ehre versagen, welche sie verdienen und durch ihre Erfindungen suchen. Bestehen sie darauf sie zu begehren, und diejenigen, welche nicht erfinden, mit Verachtung zu behandeln, so ist alles, was sie damit gewinnen, daß man ihnen Spottnamen giebt und sie wie Schwärmer behandelt. Man muß sich also wohl hüten auf diesen Gewinn, so groß er ist, erpicht zu sein und man soll sich begnügen von der kleinen Zahl derer, die den Werth der Erfindung kennen, geschätzt zu werden.

Neunter Abschnitt.

Zerstreute Gedanken über Moral.

1.

Alle guten Lehren sind in der Welt, man unterläßt nur sie an zu wenden. Man zweifelt zum Beispiel nicht, daß man sein Leben Preis geben müsse für das öffentliche Wohl und viele thun es. Aber beinahe niemand thut es für die Religion.

Es ist nöthig, daß Ungleichheit unter den Menschen sei; aber wird das zugegeben, so ist damit die Thür geöffnet nicht nur zur höchsten Oberherschaft, sondern zur höchsten Tyrannei. Es ist nöthig sein Gemüth zu ergötzen; aber das öffnet die Thür zu den größten Ausschweifungen.

*) Pascal mochte hier wohl daran denken, daß selbst ein Cartesius ihm die Ehre seiner Entdeckungen hatte streitig gemacht; dennoch ist das „gewöhnlich" zu viel gesagt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Man merke hier auf die Gränzen. Es giebt keine Gränzen in den Dingen, die Gesetze wollen Gränzen setzen und der Geist kann sie nicht dulden.

2.

Die Vernunft befiehlt uns viel gebietrischer als ein Herr, denn wenn wir diesem nicht gehorchen, sind wir unglücklich, gehorchen wir jener nicht, so sind wir Thoren.

3.*)

Warum willst du mich tödten? — Wie? wohnst du denn nicht auf der andern Seite des Wassers? Mein Freund, wenn du auf dieser Seite wohntest, so würde ich ein Mörder sein, das wäre unrecht dich so zu tödten; aber weil du auf der andern Seite wohnest, so bin ich ein Tapfrer und es ist recht, daß ich dich tödte.

4.

Diejenigen, welche unordentlich leben, sagen zu denen, die in der Ordnung sind, daß sie sich von der Natur entfernen und glauben selbst ihr zu folgen; gleichwie die, welche in einem Schiffe sind, glauben, daß die am Ufer sich entfernen. Die Sprache ist gleich auf beiden Seiten. Man muß einen festen Punkt haben darüber zu urtheilen. Der Hafen entscheidet für die im Schiff, wo aber finden wir diesen Punkt für die Moral?**)

*) Th. 1. A. 6. §. 9. S. 138.

**) Wohl giebt es einen solchen festen Punkt, nach welchem sich alles richten kann und soll, das ist Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit (Hebr. 13. 8.) und alle christliche Moral kann nur von dem Satz ausgehn: „Ein jeglicher sei gesinnt wie Jesus Christus auch war." (Phil. 2. 5.) Aber freilich zieht sich um diesen festen Richtpunkt der Nebel der verschiednen Meinungen, so daß manche ihn zuweilen gar nicht sehen können und in die Irre gehen. Statt einfach sich dem heiligenden Einfluß seines Lebens und Wortes hin zu geben und eigentlich zu sehen, wie er gesinnet war, wollen viele, die sich gläubig nennen — denn von den philosophischen Moralisten ist hier nicht die Rede — sich das aus sich selbst construiren, wie er gesinnt war und, indem sie so hin und her denken und reden, verlieren sie eben den festen Punkt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5.

Wie die Mode die Annehmlichkeit macht, so macht sie auch das Recht. Wenn der Mensch wahrhaft das Recht kännte, so würde er nicht diesen Grundsatz, den allgemeinsten, den es unter den Menschen giebt, aufgestellt haben: „jeder folge den Sitten seines Landes;“ hellleuchtend würde die wahre Billigkeit sich alle Völker unterworfen haben und die Gesetzgeber würden sich nicht statt jenes beständigen Rechts die Phantasien und Einfälle der Perser und der Deutschen zum Muster genommen haben, man würde es durch alle Staaten der Welt und in allen Zeiten aufgepflanzt haben.

6. *)

Das Recht ist, was festgestellt ist und so werden alle unsre festgestellten Gesetze nothwendig für gerecht gehalten, ohne untersucht zu werden, weil sie festgestellt sind.

7.

Die einzigen allgemeinen Regeln sind die Gesetze des Landes für die gewöhnlichen Dinge, und für die andern die Mehrheit. Woher kommt das? Von der Kraft, die darin liegt.

Daher kommt es auch, daß die Könige, die anders woher die Gewalt haben, nicht der Mehrheit ihrer Minister folgen.

8.

Ohne Zweifel ist die Gleichheit der Güter gerecht. Aber da man nicht machen konnte, daß der Mensch gezwungen wäre der Gerechtigkeit zu gehorchen, so hat man ihn der Gewalt gehorchen lassen; da man nicht dem Recht die Gewalt verleihen konnte, hat man der Gewalt Recht verliehn, damit beide, Recht und Gewalt, zusammen wären und Frie-

*) Die beiden §§ 5. und 6. sind aus Montaigne entlehnt und Pascal hat sie wohl nur aufgestellt um sie zu erweitern und zu begränzen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

den bestünde, denn er ist das höchste Gut. Summum jus summa injuria. (Das höchste Recht das höchste Unrecht.)*)

Die Mehrheit ist der beste Weg, weil sie sichtbar ist und Gewalt hat Gehorsam zu erzwingen, indessen ist dies der Weg der weniger Einsichtsvollen.

Hätte man gekonnt, so würde man die Gewalt in die Hände der Gerechtigkeit gegeben haben, aber da die Gewalt sich nicht handhaben läßt, wie man will, weil sie eine handgreifliche Eigenschaft ist, während das Recht eine geistige ist, über die man verfügt, wie man will, so hat man das Recht in die Hände der Gewalt gegeben und nennt so Recht, was Gewalt zwingt zu beobachten.

9.

Es ist recht dem, was Recht ist, zu folgen, es ist nothwendig dem zu folgen, was das Stärkste ist. Das Recht ohne die Gewalt ist unvermögend, die Macht ohne das Recht ist tyrannisch. Das Recht ohne die Gewalt wird bestritten, weil es immer schlechte Menschen giebt; die Gewalt ohne das Recht wird angeklagt. Darum muß das Recht und die Gewalt zusammengestellt werden, damit das, was recht ist, stark sei und das, was stark ist, gerecht sei.

Das Recht ist dem Streit unterworfen, die Gewalt ist wohl zu erkennen und ohne Streit. So braucht man denn nur dem Recht die Gewalt zu geben. Da man nicht im Stande war was recht ist stark zu machen, so hat man gemacht, daß das Starke recht sei.

10.

Es ist gefährlich dem Volk zu sagen, daß die Gesetze nicht gerecht sind, denn es gehorcht nur, weil es sie für gerecht hält. Daher muß man ihm zu gleicher Zeit sagen, daß es den Gesetzen gehorchen muß, weil sie Gesetze sind,

*) Ein altes Wort, welches schon Cicero (de off. I. 10.) als ein gewöhnliches Sprichwort anführt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie den Obern gehorcht werden muß, nicht weil sie gerecht, sondern weil sie Obere sind.*) Damit ist aller Empörung vorgebeugt, wenn man dies begreiflich machen kann. Das ist alles, worin eigentlich die Definition des Rechts besteht.

11.

Es wäre gut, wenn man den Gesetzen und Gewohnheiten gehorchte, weil sie Gesetze sind und wenn das Volk begriffe, daß das sie gerecht macht. Auf diese Weise würde man sie nie verlassen; hingegen wenn man ihre Gerechtigkeit von etwas anderm abhängig macht, ist es leicht sie zweifelhaft zu machen und das verursacht, daß die Völker zur Empörung geneigt sind.

12.

Wenn die Frage ist, ob man Krieg machen und so viele Menschen tödten, so viele Spanier zum Tode verdammen soll,**) so urtheilt darüber ein einziger Mensch und noch dazu einer, der dabei interessirt ist. Das müßte ein unpartheiischer Dritter sein.

13.

Diese Reden sind falsch, und tyrannisch: Ich bin schön, darum soll man mich fürchten; ich bin stark, darum soll man mich lieben; ich bin ... das ist Tyrannei etwas auf einem Wege haben zu wollen, was man nur auf dem andern haben kann. Verschiednen Verdiensten giebt man verschiedne Ehren, die Ehre der Liebe dem Reiz der Liebenswürdigkeit, die Ehre der Furcht der Gewalt, die Ehre des Glaubens der Wissenschaft u. s. w. Man muß diese Ehren geben und man ist ungerecht, wenn man sie verweigert und ungerecht, wenn man andre verlangt.

*) Jedermann sei unterthan der Obrigkeit die Gewalt über ihn hat. Röm. 13. 1.

**) Der Verfasser schrieb dies wohl während der Unterhandlungen des Pyrenäischen Friedens, der endlich am 7ten November 1659 den seit 1635 geführten Krieg zwischen Frankreich und Spanien beschloß.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Und eben so ist es falsch und tyrannisch zu sagen: Er ist nicht stark, darum achte ich ihn nicht, er ist nicht geschickt, darum fürchte ich ihn nicht. Die Tyrannei besteht in dem Verlangen nach einer allgemeinen Herschaft außer ihren Schranken.

14.

Es gibt Laster, die nur durch andre Laster an uns hängen, und die, wenn man den Stamm wegnimmt, sich wegbrechen lassen wie Zweige.

15.

Wenn die Schlechtigkeit ein Mal die Vernunft auf ihrer Seite hat, so wird sie stolz und breitet die Vernunft in all ihrem Glanze aus und wenn die Kasteiung und das strenge Leben erfolglos war zum wahren Wohl und man muß wieder dazu zurück kehren der Natur zu folgen, so wird sie stolz durch die Rückkehr.

16.

Das heißt nicht glücklich sein, wenn man im Stande ist durch das Vergnügen erfreut zu werden; denn dies kommt von außen und ist also abhängig und folglich der Störung unterworfen durch tausend Zufälle, aus welchen die unvermeidlichen Trübsale entstehen.

17.

Der größte Geist wird der Thorheit beschuldigt*) wie die größte Schwäche. Nichts gilt für gut als die Mittelmäßigkeit. Das hat die Mehrheit so festgesetzt und sie fällt über jeden her, der aus der Mitte entwischen will, an welchem Ende es sei.

Ich werde mich dem nicht entgegensetzen, ich bin zufrieden, wenn man mich hinstellt und wenn ich mich weigere am untern Ende zu sein, so geschieht das nicht, weil es unten

*) Man nehme gleich das Höchste als Beispiel: im Heidenthum Sokrates und in der christlichen Welt der Herr der Herrlichkeit selbst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist, sondern weil es Ende ist; denn ich würde eben so mich weigern, wenn man mich an das obere Ende stellte. Der scheidet aus der Menschheit, der aus der Mitte scheidet. Die Größe der menschlichen Seele besteht darin, daß man sich hier zu erhalten weiß und so wenig besteht ihre Größe darin von hier fort zu gehen, daß sie vielmehr darin sich zeigt gar nicht von hier zu weichen.

18.

Die Welt glaubt nicht, daß man sich auf Verse verstehe, wenn man nicht das Schild des Poeten ausgehängt hat, noch daß man in der Mathematik was weiß, wenn man nicht das Schild des Mathematikers hat. Aber die wahrhaft vernünftigen Leute wollen kein Aushängeschild und machen wenig Unterschied zwischen dem Handwerk des Poeten und des Goldstickers. Sie heißen weder Poeten noch Mathematiker; aber sie urtheilen von allen diesen. Man erräth sie nicht. Sie sprechen von den Dingen, von denen man sprach, als sie eintraten. Man bemerkt in ihnen nicht eine Eigenschaft eher als die andre, außer wenn es nöthig ist, davon Gebrauch zu machen; aber dann erinnert man sich deren, denn es gehört das beides gleich zu diesem Charakter, daß man von ihnen nicht sagt: sie sprechen gut, wenn nicht die Rede von Sprechen ist und daß man es von ihnen sagt, wenn davon die Rede ist.

Das ist also ein falsches Lob, wenn man von einem Menschen, sobald er eintritt, sagt: er sei sehr geschickt in der Poesie und es ist ein schlechtes Zeichen, wenn man sich nur dann an ihn wendet, sobald es sich darum handelt über einige Verse zu urtheilen.

Der Mensch hat viel Bedürfnisse, er liebt nur den, der sie erfüllen kann. „Das ist ein guter Mathematiker, wird man sagen, aber ich habe mit Mathematik nichts zu thun. Das ist ein Mann, der gut den Krieg versteht, aber ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

will keinen führen, gegen niemand." Es gehört also ein vernünftiger Mann dazu um für alle unsre Bedürfnisse zu passen.

19.

Wenn man sich wohl befindet, so begreift man nicht, wie man thun würde, wenn man krank wäre, und wenn man es ist, nimmt man mit Freuden Arzenei, das Uebel bringt dazu. Man hat nicht mehr die Leidenschaften und die Wünsche nach Vergnügen und Herumgehen, welche die Gesundheit einflößte und welche mit den Bedürfnissen der Krankheit unverträglich sind.

Die Natur flößt dann Leidenschaften und Wünsche ein, die für den gegenwärtigen Zustand geeignet sind. Aengstliche Vorstellungen, die wir uns selbst machen und nicht die Natur, die allein sind es, die uns betrüben, denn sie verknüpfen mit dem Zustande, in welchem wir sind, die Leidenschaften des Zustandes, in welchem wir nicht sind.

20.

Die Reden von Demuth sind Stoff zum Hochmuth für die Hoffärtigen und zur Demuth für die Demüthigen. So sind die Reden des Pyrrhonismus und des Zweifels Stoff zur Beglaubigung für die Glaubenden.

Wenige Menschen sprechen von der Demuth demüthig, wenige von der Keuschheit keusch, vom Zweifel zweifelnd. Wir sind nichts als Lüge, Doppelsinn, Widerspruch. Wir verbergen uns und wir verstellen uns vor uns selbst.

21.

Die schönen Handlungen, die verborgen sind, sind die achtungswerthesten. Sehe ich dergleichen in der Geschichte, so gefallen sie mir sehr. Aber sie sind doch nicht ganz verborgen gehalten, weil sie bekannt geworden sind und dieses Wenige, wodurch sie ans Licht gekommen, vermindert ihren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Werth. Denn das ist das Schönste, daß man es hat verbergen wollen.

22.

Ein Witzbold, ein schlechter Mensch.*)

23.

Das Ich ist hassenswerth und so sind diejenigen immer hassenswerth, die es nicht wegräumen, sondern die sich begnügen es nur zu verhüllen. „Keineswegs, werdet ihr sagen, denn wenn wir handeln, wie wir thun, dienstfertig gegen alle Welt, so hat man keinen Grund uns zu hassen." Das ist wahr; wenn wir in dem Ich nichts mehr haßten als das Mißvergnügen, was uns von demselben herkommt. Aber wenn ich es hasse, weil es ungerecht ist und sich zum Mittelpunkt von allem macht, so muß ich es immer hassen.

Mit einem Wort, das Ich hat zwei Eigenschaften: es ist ungerecht an sich darin, daß es sich zum Mittelpunkt von allem macht, es ist den andern lästig darin, daß es sich dienstbar machen will; denn jedes Ich ist der Feind und wäre gern der Tyrann von allen andern.

Ihr nehmt daraus das Lästigsein weg und nicht die Ungerechtigkeit und so macht ihr es noch nicht liebenswürdig für die, welche daran die Ungerechtigkeit hassen, sondern nur für die Ungerechten, die darin nicht mehr ihren Feind sehen und so bleibt ihr ungerecht und könnt auch nur den Ungerechten gefallen.

24.

Ich bewundre nicht einen Mann, der eine Tugend in ihrer ganzen Vollkommenheit besitzt, wenn er nicht auch zu gleicher Zeit in gleichem Grade die entgegengesetzte Tugend hat. So war Epaminondas, er verband die höchste Tapfer-

*) Wollte Pascal dies Wort ausführen? wollte er es widerlegen? Es ist doch nur halb wahr.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keit mit der höchsten Milde. Denn sonst ist es kein Steigen, sondern ein Fallen.

Man zeigt seine Größe nicht dadurch, daß man an dem einen Ende ist, sondern dadurch, daß man beide Enden berührt und alles zwischen beiden ausfüllt.

Vielleicht ist es aber auch nur ein plötzliches Bewegen der Seele von dem einen Extrem zum andern und sie ist in Wirklichkeit immer nur an einem Punkt, wie der Feuerbrand, den man herumdreht. Indessen zeigt das doch wenigstens die Beweglichkeit der Seele, wenn auch nicht ihre Ausdehnung.

25.

Wäre unser Zustand wahrhaft glücklich, so müßte man uns nicht davon abbringen an ihn zu denken.*)

Wenig tröstet uns, weil wenig uns betrübt.

26.

Ich hatte lange Zeit mit dem Studium abstracter Wissenschaften zugebracht, aber ich verlor den Geschmack daran, weil es so wenig Menschen gab, mit denen man darüber sich besprechen konnte. Als ich aber das Studium des Menschen anfing, sah ich, daß jene abstracten Wissenschaften ihm nicht angemessen sind und daß ich in sie mich vertiefend, mich mehr von meiner Bestimmung entfernte als die andern, indem sie nichts von ihnen wissen, und ich vergab ihnen, daß sie sich nicht darum kümmern. Aber ich glaubte wenigstens viel Genossen bei dem Studium des Menschen zu finden, weil dieses doch das ihm angemessene Studium ist. Ich habe mich getäuscht. Es sind noch weniger Menschen, welche dies studiren, als welche Mathematik treiben.

27.

Wenn alles sich gleichmäßig bewegt, so scheint sich nichts zu bewegen, wie auf einem Schiff. Wenn alle zur Unord-

*) Th. 1. A. 7. §. 1. S. 151.

nung sich wenden, scheint keiner sich dahin zu wenden. Wer stille steht, macht die Bewegung der andern bemerkbar wie ein fester Punkt.

28.

Die Philosophen halten sich für sehr fein, weil sie ihre ganze Moral unter gewisse Abtheilungen eingezwängt haben. Aber wozu will man sie lieber in vier als in sechs eintheilen? wozu lieber vier als zehn Arten von Tugenden machen? wozu sie lieber in abstine et sustine (Verbote und Gebote) einzwängen als in irgend etwas anders? „Aber, sagt ihr, so ist alles in einem Wort eingeschlossen." — Allerdings. Aber das ist unnütz, wenn man es nicht erklärt und wenn man daran geht es zu erklären und diese Lehre, die alle andern enthält, eröffnet, so kommen sie daraus eben in der ersten Verwirrung hervor, die ihr vermeiden wolltet, also wenn alle Lehren in eine eingeschlossen sind, so sind sie darin verborgen und unnütz und sobald man sie entwickeln will, erscheinen sie wieder in ihrer natürlichen Verwirrung.

Die Natur hat sie alle festgestellt jede für sich, und wenn man sie auch eine in die andre einschließen kann, so bestehn sie doch unabhängig von einander. Also haben alle diese Theilungen und Worte wenig andern Nutzen, als daß sie dem Gedächtniß helfen und zur Hinweisung dienen um zu finden was sie einschließen.

29.

Will man mit Nutzen tadeln, und einem andern zeigen, daß er sich irrt, so muß man beobachten, von welcher Seite er die Sache ansieht, denn von der Seite ist sie gewöhnlich wahr und muß ihm diese Wahrheit zugestehen. Er ist damit zufrieden, weil er sieht, daß er sich nicht geirrt und nur unterlassen hat alle Seiten zu sehn. Nun schämt man sich nicht, daß man nicht alles sieht; aber man will sich nicht geirrt haben und vielleicht kommt das daher, weil na-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

türlicher Weise der Geist von der Seite, von welcher er es ansieht, sich nicht täuschen kann, wie alle Wahrnehmungen der Sinne immer wahr sind.

30.

Die Tugend eines Menschen muß man nicht nach seinen Anstrengungen messen, sondern nach dem, was er gewöhnlich thut.*)

31.

Die Großen und die Kleinen haben dieselben Ereignisse, dieselben Widerwärtigkeiten, dieselben Leidenschaften, aber die einen sind auf der Höhe des Rades, und die andern näher am Mittelpunkt und so werden sie weniger umgetrieben durch dieselben Bewegungen.

32.

Wenn Menschen auch nicht bei dem, was sie sagen, interessirt sind, so muß man daraus doch nicht geradezu schließen, daß sie nicht lügen; denn es giebt Leute, die lügen bloß um zu lügen.

33.

Das Beispiel der Keuschheit Alexanders hat nicht so viel Enthaltsame gemacht als das Beispiel seiner Trunksucht Unmäßige gemacht hat. Weniger tugendhaft zu sein als er schämt man sich nicht und es scheint zu entschuldigen, wenn man nicht lasterhafter ist als er. Man glaubt nicht ganz und gar die Fehler des gemeinen Haufens zu haben, wenn man an sich die Fehler jener großen Männer sieht und doch bemerkt man nicht, daß sie darin eben zum gemeinen Haufen gehören. Man hält sich zu ihnen an dem Ende, wo sie sich zum Volk halten. Wie hoch sie auch seien, sie sind doch mit den übrigen Menschen verknüpft an irgend einer Stelle.

*) Nur der ist treu, der im Geringen treu ist; nur wer über Wenigem getreu gewesen ist, wird über viel gesetzt und geht ein zu des Herrn Freude. (Luk. 16. 10; Matth. 25. 21.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie schweben nicht in der Luft, getrennt von unsrer Gemeinschaft. Wenn sie größer sind als wir, so besteht das darin, daß ihr Haupt höher ist, aber ihre Füße sind eben so niedrig als die unsrigen. Sie sind alle auf gleichem Boden und stützen sich auf dieselbe Erde und mit den Füßen sind sie so niedrig als wir, als die Kinder, als die Thiere.

34.

Der Kampf gefällt uns und nicht der Sieg. Man mag wohl die Kämpfe der Thiere gern sehen, nicht den blutgierigen Sieger auf dem Besiegten. Was wollte man denn sehen, wenn nicht das Ende des Sieges? Und sobald er erfolgt ist, hat man genug. So ist es auch im Spiel, so im Erforschen der Wahrheit. Gern sieht man in den Streitigkeiten den Kampf der Meinungen; aber die gefundne Wahrheit betrachten, das geschieht nicht. Will man machen, daß sie mit Vergnügen betrachtet werde, so muß man sie zeigen, wie sie aus dem Streit hervorgeht. Eben so ist es mit den Leidenschaften. Es ist ein Vergnügen zwei entgegengesetzte sich stoßen zu sehn, aber sobald eine die Herrin ist, so ist es nicht mehr als Rohheit.

Wir suchen nie die Dinge, sondern das Suchen der Dinge. So gelten auch im Schauspiel die ruhigen Scenen ohne Furcht nichts, eben so wenig das äußerste Elend ohne Hoffnung, noch die rohe Liebe.

35.

Man lehrt die Menschen nicht vernünftige rechtschaffene Leute sein und alles Uebrige lehrt man sie und dennoch sind sie auf nichts so sehr aus als hierauf. So sind sie also gerade darauf aus das Einzige zu wissen, was sie gar nicht lernen.

36.

Welch ein thörichter Gedanke war es von Montaigne sich selbst zu schildern! und das nicht im Vorübergehen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wider seine Grundsätze, wie es jedem widerfährt sich zu verirren, sondern aus eignen Grundsätzen und nach einem ursprünglichen, angelegten Plan. Denn Thorheiten zufällig und aus Schwachheit zu sagen, das ist ein gewöhnliches Uebel, aber mit Absicht welche zu sagen, das ist unerträglich, und noch dazu solche!

37.

Die Unglücklichen zu beklagen ist nicht gegen die Selbstsucht; im Gegentheil, man ist sehr zufrieden damit sich dieses Zeugniß von Menschlichkeit geben und sich den Ruf der zarten Empfindung zuziehn zu können, ohne daß es etwas kostet. Das ist nicht viel.

38.

Wer die Freundschaft des Königs von England, des Königs von Polen und der Königinn von Schweden besessen hätte, würde der geglaubt haben, ihm könnte je ein Zufluchtsort und ein Asyl in der Welt fehlen? *)

39.

Die Dinge haben verschiedne Eigenschaften und die Seele verschiedne Neigungen; denn nichts von dem, was sich der Seele darbietet, ist einfach und die Seele bietet sich keinem Gegenstand einfach dar. So kommt es, daß man bisweilen weint und lacht über dieselbe Sache.

40.

Es giebt verschiedne Gattungen von starken, von schönen, von guten Geistern und von Frommen, jeder von ihnen muß bei sich herschen, nicht anderswo. Zuweilen begegnen sie sich und der starke und der schöne schlagen sich thörichter Weise, wer von ihnen der Herr sein soll; ihre Herschaft ist von verschiedner Gattung. Sie verstehen sich nicht und ihr

*) Der König Karl I von England ward 1649 hingerichtet; der König Johann Casimir von Polen dankte 1655 ab (was nicht mit seiner zweiten Abdankung, die nach Pascals Tode 1668 erfolgte, zu verwechseln ist); die Königin Christine von Schweden legte 1654 die Krone nieder.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fehler ist überall herschen zu wollen. Nichts kann das, selbst nicht die Gewalt; denn sie schafft nichts im Reich der Gelehrten, sie ist nur Herrin der äußern Handlungen.*)

41.

Ferox gens nullam esse vitam sine armis putat. („Das wilde Geschlecht meint, es sei kein Leben ohne Waffen.") **) Sie lieben mehr den Tod als den Frieden, die andern mehr den Tod als den Krieg. Jede Meinung kann über das Leben gesetzt werden, zu welchem doch die Liebe so stark und so natürlich scheint.

42.

Wie schwer ist es eine Sache dem Urtheil eines andern vor zu legen, ohne sein Urtheil zu bestechen durch die Art, wie man sie vorlegt! Sagt man: Ich finde es schön, ich finde es dunkel, so zieht man die Vorstellung zu diesem Urtheil hin oder reizt sie zum entgegengesetzten. Es ist besser gar nichts zu sagen; denn dann urtheilt er, wie er ist, d. h. wie er dann ist und wie die andern Umstände, die man nicht gemacht hat, ihn eben gestimmt haben; wenn nicht auch dieses Stillschweigen seine Wirkung thut nach der Wendung und Auslegung, die er geneigt sein mag ihm zu geben, oder nach dem, was er aus dem Zug im Gesicht und dem Ton der Stimme vermuthet. So leicht ist es ein Urtheil aus seiner natürlichen Lage zu bringen, oder vielmehr so wenig giebt es feste und selbstständige Urtheile.

43.

Montaigne hat Recht: die Gewohnheit muß befolgt werden, sobald sie Gewohnheit ist und man sie eingeführt findet, ohne zu fragen, ob sie vernünftig ist oder nicht; es versteht sich immer von dem, was nicht gegen das natürliche

*) Aber auch nicht weiter als ihr Auge reicht! Ohne Gottes Gebot werden auch die äußern Handlungen nicht gezähmt.

**) So spricht Livius (34. 17.) von den Spaniern.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

oder göttliche Recht ist. Allerdings befolgt das Volk die Gewohnheit nur aus dem einzigen Grunde, daß es sie für recht hält, sonst würde es sie nicht mehr befolgen; denn man will nur der Vernunft oder dem Recht unterworfen sein. Die Gewohnheit ohne dieses würde für Tyrannei gelten, während die Herschaft der Vernunft und des Rechts eben so wenig Tyrannei ist als die der Lust.

44.

Zur Zeit der Trübsal wird uns die Kenntniß der äußern Dinge nicht trösten über die Unbekanntschaft mit der Moral; aber die Kenntniß der Sitten wird uns immer trösten über die Unbekanntschaft mit den äußern Dingen.

45.

Die Zeit dämpft die Betrübnisse und die Streitigkeiten, weil man selbst sich ändert und gleichsam eine andre Person wird. Weder der Beleidiger noch der Beleidigte sind mehr dieselben. Es ist wie wenn man ein Volk gereizt hat und sähe es nach zwei Generationen wieder. Es sind noch die Franzosen, aber nicht dieselben.

46.

Zustand des Menschen: Unbeständigkeit, Langeweile, Unruhe. Wer vollkommen die Eitelkeit des Menschen kennen lernen will, braucht nur die Ursachen und die Wirkungen der Liebe zu betrachten. Die Ursache ist ein „Ich weiß nicht was" (Corneille) und die Wirkungen sind furchtbar. Dieses „Ich weiß nicht was," etwas so Geringes, daß man es nicht zu erkennen vermag, bewegt die ganze Erde, die Fürsten, die Heere, die weite Welt. Wäre das Netz der Cleopatra kleiner gewesen, so wäre die ganze Gestalt der Erde anders geworden.

47.

Cäsar war zu alt,*) wie es mir scheint, um sich ein

*) Er starb im Alter von 56 Jahren.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Vergnügen daraus zu machen die Welt zu erobern. Dieses Vergnügen war gut für Alexander, das war ein junger Mensch, schwer an zu halten; aber Cäsar mußte reifer sein.

48.

Das Gefühl von der Falschheit der Freuden, die wir haben, und die Unbekanntschaft mit der Eitelkeit der Freuden, die wir nicht haben, bewirken die Unbeständigkeit.

49.

Die Fürsten und die Könige treiben auch mitunter Kurzweil. Sie sind nicht immer auf ihren Thronen, da würden sie sich langweilen. Es ist nöthig die Größe zu verlassen um sie zu empfinden.

50.

Meine Laune hängt wenig vom Wetter ab. Ich habe meinen Nebel und mein schönes Wetter in mir. Selbst das Wohl und Weh meiner Angelegenheiten macht dabei wenig. Ich sträube mich zuweilen aus mir selbst gegen das böse Geschick und die Ehre es zu dämpfen macht mich es freudig dämpfen, wogegen ich zu andrer Zeit mich gleichgiltig stelle gegen das gute Geschick, als möchte ich es nicht haben.

51.

Während ich meinen Gedanken aufschreibe, entgeht er mir bisweilen; aber das erinnert mich an meine Schwäche, die ich alle Augenblick vergesse und das belehrt mich eben so viel als mein vergessener Gedanke, denn ich strebe allein darnach mein Nichts zu erkennen.

52.

Es ist unterhaltend zu sehen, daß es Menschen in der Welt giebt, die allen Gesetzen Gottes und der Natur entsagt und nur sich selbst welche gemacht haben, denen sie gewissenhaft gehorchen, als z. B. die Räuber u. s. w.

53.

„Dieser Hund gehört mir," sagten jene armen Kinder.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Das ist hier mein Platz an der Sonne.“ Das ist der Anfang und das Bild von der Usurpation der ganzen Erde. *)

54.

„Sie sehen übel aus, entschuldigen Sie gütigst.“ — Ohne diese Entschuldigung würde ich nicht gemerkt haben, daß hier eine Beleidigung ist. Mit Erlaubniß zu sagen, es ist nichts übel als nur die Entschuldigung.

55.

Gewöhnlich stellt man sich Plato und Aristoteles nicht anders als in großen Gewändern vor, immer ernst und ehrbar. Sie waren ehrliche Leute, die, wie andre, mit ihren Freunden lachten und wenn sie ihre Gesetze und ihre Abhandlungen über die Staatskunst abfaßten, so war das, während sie lustig waren und um sich zu zerstreuen. Das war der wenigst philosophische und der wenigst ernsthafte Theil ihres Lebens; der am Meisten philosophische Theil war einfach und ruhig zu leben.

56.

Der Mensch liebt die Bosheit, aber nicht gegen die Unglücklichen, sondern gegen die übermüthigen Glücklichen und wenn man anders darüber urtheilt, täuscht man sich.

Martials Epigramm **) auf die Einäugigen taugt nichts, weil es sie nicht tröstet und nur einen Witz giebt, zum Ruhm des Verfassers. Alles, was nur für den Autor ist, taugt nichts. Ambitiosa recidet ornamenta. (Der Dichter wird die anspruchsvollen Ausschmückungen wegschneiden.) ***) Man muß denen gefallen, die menschliche und

*) Darum, als Diogenes von Alexander nichts begehrte, als daß er ihm aus der Sonne ginge, erkannte der König des Philosophen Geistesverwandtschaft an.

**) Mart. Ep. VIII. 59.

***) Horat. de art. poet. 447.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sanfte Gesinnungen haben und nicht den rohen und unmenschlichen Seelen.

57.

Ich habe mich übel befunden von den Höflichkeiten: „Ich habe Ihnen viel Mühe gemacht. Ich fürchte Sie zu belästigen. Ich fürchte, es wird zu lange.“ Entweder man zieht mich mit oder man bringt mich auf.

58.

Ein wahrer Freund ist ein großer Vortheil, selbst für die großen Herren, damit er Gutes von ihnen rede und sie in ihrer Abwesenheit unterstütze, so daß sie alles thun müssen, um einen zu haben. Aber sie müssen auch gut wählen. Denn wenn sie alle ihre Anstrengungen für einen Thoren machen, so ist ihnen das unnütz, was er auch Gutes von ihnen rede, ja, er wird nicht ein Mal Gutes reden, wenn er findet, daß er der Schwächste ist; denn er hat kein Ansehn und so wird er noch zur Gesellschaft mit lästern.

59.

Willst du, daß man Gutes von dir rede? Sage du selbst nichts der Art.*)

60.

Man spotte nicht über diejenigen, welche sich durch Aemter und Würden ehren lassen; denn man liebt jedermann nur um geborgter Eigenschaften willen. Alle Menschen hassen sich von Natur. Ich behaupte: wenn sie genau wüßten, was sie einer vom andern sagen, so gäbe es nicht vier Freunde in der Welt.**) Das zeigt sich in den Streitigkeiten, welche sich erheben, wenn man zuweilen unbedachte Mittheilungen von dem Gesprochenen macht.

*) Nämlich von dir selbst.

**) Th. 1. A. 5. §. 8. S. 133.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

61.

Der Tod ist viel leichter zu ertragen ohne daran zu denken als der Gedanke des Todes ohne Gefahr.

62.

Daß etwas so Sichtliches als die Eitelkeit der Welt so wenig gekannt ist, daß es seltsam und überraschend erscheint, wenn man sagt: es sei Thorheit die Größe zu suchen, das ist bewundernswerth.

Wer nicht die Eitelkeit der Welt sieht, ist selbst recht eitel. Aber wer sieht sie auch nicht, ausgenommen die jungen Leute, die ganz im Getümmel, im Vergnügen und ohne Gedanken an die Zukunft sind? Nehmt ihnen ihre Vergnügungen, so seht ihr sie verschmachten vor langer Weile; sie fühlen dann ihr Nichts ohne es zu kennen. Denn das heißt doch sehr unglücklich sein, wenn man eine unerträgliche Traurigkeit fühlt, sobald man dahin gebracht ist sich selbst zu betrachten, ohne davon abgekehrt zu werden.*)

63.

Jede Sache ist zum Theil wahr und zum Theil unwahr. Die wesentliche Wahrheit ist nicht so, sie ist ganz rein und ganz wahr. Diese Mischung entehrt und vernichtet sie. Nichts ist wahr, nämlich wenn man es von dem reinen Wahren versteht. Man wird sagen: der Mord ist schlecht. Ja, denn wir kennen das Böse und Falsche. Aber was will man behaupten, daß es gut sei? die Keuschheit? Ich sage: nein, denn die Menschheit würde aufhören. Das Heirathen? Nein; denn die Enthaltsamkeit ist besser. Nicht zu tödten? Nein; denn die Unordnung würde furchtbar sein und die Bösen würden die Guten tödten. Zu tödten? Nein; denn das zerstört die Natur.

Wir haben Wahres und Gutes nur zum Theil und gemischt mit Bösem und Falschem.

*) Th. 1. A. 7. §. 1. S. 151.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

64.

Das Böse ist leicht zu finden, denn es ist in Menge da; das Gute ist beinahe einzig. Aber eine gewisse Art des Bösen ist eben so schwer zu finden als das, was man gut nennt und oft macht man unter diesem Namen das besondere Böse als Gutes gelten. . . . Es gehört sogar eine außerordentliche Größe der Seele dazu um es zu erreichen, wie um das Gute zu erreichen.

65.

Die Bande, welche die Ehrfurcht der einen an die andern knüpfen, sind im Allgemeinen Bande der Nothwendigkeit. Denn verschiedne Stufen müssen sein, da alle Menschen herschen wollen und nicht alle es können, sondern nur einige. Aber die Bande, welche die Ehrfurcht an diesen und jenen ins Besondere knüpfen, sind Bande der Einbildung.

66.

Wir sind so unglücklich, daß wir uns nie anders an einer Sache erfreuen dürfen als allein unter der Bedingung uns zu ärgern, wenn sie schlecht ausfällt, was tausend Dinge bewirken können und alle Augenblick bewirken. Wer das Geheimniß gefunden hätte sich des Guten zu freuen ohne vom entgegengesetzten Bösen berührt zu werden, der hätte den Punkt getroffen.

Zehnter Abschnitt.

Verschiedene Gedanken über Philosophie und Literatur.

1.

Je mehr Geist man hat, desto mehr Originalmenschen findet man. Der große Haufe findet keinen Unterschied unter den Menschen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

2.

Man kann einen richtigen Verstand haben und doch ihn nicht zu allen Dingen gleich anwenden; denn es giebt Menschen, die für eine gewisse Klasse von Dingen einen richtigen Verstand haben und doch in den übrigen sich verwirren. Die einen ziehen ganz gut die Folgerungen aus wenigen Grundsätzen,*) die andern ziehen gut die Folgerungen aus den Dingen, bei denen viele Grundsätze sind. So z. B. einige begreifen sehr gut die Wirkungen des Wassers, wobei es wenig Grundsätze giebt, deren Folgerungen aber so fein sind, daß nur ein scharfer Blick im Stande ist sie zu durchdringen, und eben diese Menschen würden vielleicht nicht große Mathematiker sein, weil die Mathematik eine große Menge von Grundsätzen umfaßt und weil die Natur eines Geistes so eingerichtet sein kann, daß er sehr wohl wenig Principien bis auf den Grund durchdringen mag und doch nicht die Dinge durchdringen kann, bei welchen viel Principien sind.

Es giebt also zwei Arten von Geistern: der eine durchdringt lebhaft und tief die Folgen der Grundsätze, und das ist der Geist der richtigen Beobachtung: der andre umfaßt eine große Zahl von Grundsätzen ohne sie zu vermengen, und das ist der Geist der Mathematik. Das eine ist Stärke und Richtigkeit des Geistes, das andre Ausdehnung des Geistes, eins kann ohne das andre sein, der Geist kann stark sein und enge, weit und schwach.

Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Geist der

*) Nämlich aus den wenigen, die ihnen gegeben sind. Der ganze § bezeichnet mit großer psychologischer Feinheit und Wahrheit das verschiedne Treiben des speculativen und des praktischen Geistes. Der eine entwickelt und sammelt aus allem die Principien (Grundsätze, Grundgesetze) und eher faßt er nichts, als bis er die vollständig hat; der andre kümmert sich darum nicht, nur wenige Principien genügen ihm, er entwickelt sie nicht, er sieht die Folgerungen und erfaßt sie, wenn er sie auch nicht faßt.'

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mathematik und dem Geist der feinen Beobachtung. Bei dem ersten sind die Grundgesetze handgreiflich, kommen aber nicht im gemeinen Gebrauch vor, so daß es schwer ist das Auge nach der Seite hin zu kehren, weil man nicht daran gewöhnt ist, kehrt man sich aber hin, so sieht man die Gesetze völlig vor sich und man müßte einen gänzlich irrigen Verstand haben um falsch zu schließen nach Gesetzen, die so in die Augen fallen, daß sie uns fast unmöglich entgehen können.

Dagegen wo es auf feine Beobachtung ankommt, sind die Grundgesetze im gemeinen Gebrauch und vor den Augen aller Welt. Man hat nur sich um zu schauen und braucht sich keine Gewalt zu thun. Es fragt sich nur, ob man einen guten Blick hat. Gut muß er sein, denn die Principien sind hier sehr zart und zahlreich und es ist beinahe unmöglich, daß uns nicht eins entgeht. Aber das Auslassen eines Gesetzes führt zum Irrthum; also muß man einen recht scharfen Blick haben um alle zu sehen und dann einen richtigen Verstand um nach den erkannten nicht falsch zu schließen.

So würden denn alle Mathematiker feine Beobachter sein, wenn sie einen guten Blick hätten, denn sie schließen nicht falsch aus den Grundsätzen, die sie kennen und die feinen Beobachter würden gute Mathematiker sein, wenn sie ihren Blick auf die ungewohnten Sätze der Mathematik wenden könnten.

Daß nun aber manche feine Beobachter keine Mathematiker sind, das kommt daher, weil sie durchaus nicht im Stande sind sich zu den Sätzen der Mathematik hin zu kehren und daß die Mathematiker nicht fein beobachten, das kommt daher, weil sie nicht sehen was vor ihnen liegt, weil sie an die klaren und in die Augen fallenden Principien der Mathematik gewöhnt sind und immer, ehe sie urtheilen, erst

S. 10 Ku

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre Principien wohl zu betrachten und zu handhaben pflegen, so verlieren sie sich in den Gegenständen der feinen Beobachtung, bei denen sich die Grundgesetze nicht auf diese Weise handhaben lassen. Man sieht sie kaum, man fühlt sie mehr als man sie sieht; es ist unendlich schwer, sie denen fühlbar zu machen, die sie nicht von selbst fühlen, es sind Dinge so zart und zahlreich, daß ein recht feiner und klarer Sinn dazu gehört sie zu fühlen und meistens ohne daß man sie der Ordnung nach beweisen kann wie in der Mathematik, weil man nicht so die Grundgesetze davon besitzt und sie zu suchen eine unendliche Arbeit sein würde. Mit einem Mal muß man die Sache sehen mit einem einzigen Blick und nicht durch fortschreitendes Nachdenken, wenigstens bis auf einen gewissen Grad.

Daher ist es selten, daß die Mathematiker feine Beobachter und die feinen Beobachter Mathematiker sind. Die Mathematiker wollen die Dinge, die fein beobachtet werden müssen, mathematisch behandeln und machen sich lächerlich, indem sie mit Definitionen anfangen und dann mit den Principien kommen. Das ist nicht die Art, wie bei dergleichen der Scharfsinn zu Werke geht. Nicht daß der Geist es nicht thäte, aber er thut es stillschweigend, natürlich und ohne Kunst; denn die Beschreibung davon ist allen Menschen zu hoch und das Gefühl davon gehört nur für wenige.

Die feinen Geister im Gegentheil, gewöhnt mit einem Blick zu urtheilen, sind ganz erstaunt, wenn man ihnen Sätze vorbringt, in denen sie nichts verstehen und wenn sie, um ein zu dringen, sich durcharbeiten müssen durch unfruchtbare Definitionen und Principien, die sie nicht gewöhnt sind so genau zu besehen: und so schaudern sie davor und fassen einen Widerwillen.

Freilich die falschen Geister sind weder feine Beobachter noch Mathematiker.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Mathematiker, die nichts als das sind, haben also einen richtigen Verstand, aber nur sobald man ihnen alle Dinge recht mit Definitionen und Principien erklärt, sonst sind sie irrig und unerträglich, denn sie haben richtigen Verstand nur für wohl erklärte Principien. Und die feinen Geister, die nur fein sind, können nicht die Geduld haben bis zu den ersten Grundgesetzen der speculativen und abstracten Dinge, welche sie nie in der Welt und im Gebrauch gesehen haben, sich zu versteigen.

3.

Oft nimmt man zum Beweis für gewisse Dinge Beispiele, die so sind, daß man wieder jene Dinge zum Beweis für diese Beispiele nehmen könnte. Das hat aber doch seine Wirkung. Denn da man immer glaubt, daß die Schwierigkeit in dem ist, was man beweisen will, so findet man die Beispiele klarer. So wenn man eine allgemeine Sache darthun will, giebt man die Regel für einen besondern Fall; will man aber einen besondern Fall darthun, so fängt man mit der allgemeinen Regel an. Man findet immer die Sache, die man beweisen will, dunkel und die klar, deren man sich zum Beweise bedient; denn wenn man sich vorsetzt eine Sache zu beweisen, so erfüllt man sich von vorne herein mit der Vorstellung, daß sie also dunkel ist, und daß dagegen die, welche sie beweisen soll, klar ist und so versteht man sie leicht.

4.

All unser Denken kommt darauf zurück, daß wir dem Gefühl weichen. Aber die Einbildung ist dem Gefühl ähnlich und entgegen, ähnlich weil sie nicht nach denkt, entgegen, weil sie unwahr ist. Daher ist es sehr schwer zwischen diesen beiden Gegensätzen zu unterscheiden. Jemand sagt: mein Gefühl sei Einbildung und seine Einbildung sei Gefühl und ich sage ein Gleiches von meiner Seite. Man brauchte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dazu eine Regel, die Vernunft bietet sich wohl dar, aber sie ist für alle Sinne biegsam und so giebt es keine Regel.

5.

Wer über ein Werk nach Regeln urtheilt ist im Vergleich zu den andern, wie einer, der eine Uhr hat, im Vergleich zu denen, die keine haben. Einer sagt: „Wir sind zwei Stunden hier." Der andre sagt: „Es sind nur drei Viertelstunden." Ich sehe nach meiner Uhr und sage zu dem einen: „Du langweilst dich" und zum andern: „Die Zeit wird dir nicht lang, denn es ist anderthalb Stunden" und ich lache über die, welche sagen: die Zeit komme mir nur so vor und ich urtheile nach meiner Einbildung. Sie wissen nicht, daß ich darüber nach meiner Uhr urtheile.

6.

Es giebt Leute, die sprechen gut, schreiben aber nicht so. Das kommt daher, daß der Ort, die gegenwärtigen Personen u. s. w. sie in Feuer setzen und aus ihrem Geist mehr herausziehen als sie ohne Hitze darin finden würden.

7.

Was Montaigne Gutes hat ist nur schwer zu erlangen; was er Schlechtes hat (ich meine abgesehen von der Moral,) hätte in einem Augenblick können gebessert werden, wenn man ihn darauf aufmerksam gemacht hätte, daß er zu viel erzählt und zu viel von sich redet.

8.

Es ist ein großes Uebel der Ausnahme zu folgen statt der Regel. Man muß strenge sein und der Ausnahme widerstehn. Da es aber nichts desto weniger Ausnahmen von der Regel giebt, so muß man streng darüber urtheilen, doch gerecht.

9.

Es giebt Leute, die wollen, daß ein Schriftsteller nie von Dingen rede, über welche schon andre gesprochen haben;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sonst klagt man ihn an nichts Neues zu sagen. Aber wenn auch die Gegenstände, die er behandelt, nicht neu sind, ist doch die Anordnung neu. Wenn man Ball spielt, so ist es derselbe Ball, mit welchem der eine wie der andre spielt, aber der eine schlägt ihn besser als der andre. Ich würde es eben so natürlich finden ihn an zu klagen, daß er sich der alten Worte bedient. Als wenn nicht dieselben Gedanken durch eine verschiedne Anordnung ein andres Ganzes bildeten, eben so gut als dieselben Worte durch die verschiednen Anordnungen andre Gedanken bilden.

10.

Gewöhnlich überzeugt man sich besser durch die Gründe, die man selbst gefunden hat, als durch die, welche den andern eingefallen sind.

11.

Der Geist glaubt von Natur*) und der Willen liebt von Natur, so daß sie, wenn ihnen wahre Gegenstände fehlen, sich an falsche hängen müssen.

12.

Die großen Anstrengungen des Geistes, zu denen die Seele sich zuweilen erhebt, sind Punkte, wo sie sich nicht erhält. Sie macht nur einen Sprung, um sogleich wieder zurück zu fallen.

13.

Der Mensch ist weder Engel, noch Thier; und das Unglück ist, daß wer Engel sein will, Thier wird.

14.

Sobald man nur die herschende Leidenschaft von jemand kennt, so ist man sicher ihm zu gefallen und doch hat

*) Es mag in der Natur des menschlichen Geistes liegen etwas zu glauben; das ist aber nicht der Glauben, der selig macht. Von dem vernimmt der menschliche Geist eben nichts von Natur, sondern alles nur durch die Gnade. (1 Kor. 2. 14.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

jeder seine Einfälle, die seinem eignen Wohl selbst in dem Begriff, den er von Wohl hat, entgegen sind. Das ist eine Wunderlichkeit, welche diejenigen, die ihre Neigung gewinnen wollen, in Verwirrung setzt.

15.

Ein Pferd sucht nicht die Bewunderung seines Genossen zu erregen.*) Man sieht wohl an ihnen eine Art von Wetteifer im Lauf, aber das ist ohne weitere Bedeutung, denn im Stall wird darum doch der schwerste und schlechteste Gaul nicht dem andern seinen Haber lassen. Anders ists mit den Menschen, ihre Tugend genügt sich nicht selbst und sie sind nicht zufrieden, wenn sie nicht daraus einen Vortheil ziehn zum Nachtheil der andern.

16.

Wie man sich den Verstand verdirbt, so auch verdirbt man sich das Gefühl. Man bildet sich den Verstand und das Gefühl, durch die Unterhaltungen; gute oder schlechte bilden oder verderben ihn. Es kommt daher alles darauf an gut zu wählen, um ihn sich zu bilden und nicht zu verderben, und man kann diese Wahl nicht treffen, wenn man ihn nicht schon gebildet und nicht verdorben hat. So macht das einen Kreis und glücklich sind die, welche da heraus kommen.

17.

Wenn es unter den Dingen der Natur, deren Kenntniß uns nicht nöthig ist, etwas giebt, von dessen Wahrheit wir nichts wissen, so ist es vielleicht nicht übel, daß ein allgemeiner Irrthum den Geist der Menschen beruhigt, wie man z. B. dem Monde die Veränderung des Wetters zuschreibt, das Fortschreiten der Krankheiten u. s. w. Denn es ist eine von den Hauptkrankheiten des Menschen, daß er eine unruhige Neugierde hat nach den Sachen, die er nicht wis-

*) Th. 1. A. 8. §. 14. S. 168.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sen kann, und ich weiß nicht ob es für ihn nicht ein geringeres Uebel ist über Dinge dieser Art im Irrthum zu sein als in jener unnützen Neugierde zu schweben.

18.

Fiele der Blitz auf die niedrigen Stellen, so würden den Poeten und denen, die nur nach Dingen dieser Art zu raisonniren wissen, Beweise fehlen. *)

19.

Der Geist hat seine Ordnung, nämlich durch Grundsätze und Beweisführungen, das Herz hat eine andre Ordnung. Man beweist nicht, daß man geliebt werden soll, indem man der Ordnung nach die Gründe zur Liebe ausführt; das würde lächerlich sein.

Jesus Christus und der heilige Paulus sind weit mehr der Ordnung des Herzens gefolgt, (das ist der Ordnung der Liebe,) als der Ordnung des Geistes; denn ihr Hauptzweck war nicht zu belehren, sondern zu erwärmen. Eben so der heilige Augustin.

Diese Ordnung besteht hauptsächlich darin, daß man auf jeden Punkt, der einen Bezug aufs Ende hat, abschweifet um es immer vor Augen zu stellen.

20.

Es gibt Leute, welche die Natur maskiren. Bei ihnen giebt es keinen König sondern einen erhabnen Monarchen, kein Paris sondern eine Hauptstadt des Reichs. Aber an Stellen muß man Paris Paris nennen und an andern muß man es Hauptstadt des Reichs nennen.

21.

Wenn in einer Abhandlung sich Wörter wiederholen und

*) Dies scheint auf die poetisirenden Physikotheologen zu zielen, die nach der Ordnung der Natur über Gottes Dasein, Weisheit, Liebe u. s. w. raisonniren. Ginge es ein Mal anders als nach den Naturgesetzen, die sie entdeckt haben wollen, so wäre es um ihre Beweise geschehn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man findet, wenn man sie ändern will, sie so passend, daß man die Rede verderben würde, so muß man sie stehen lassen. Das ist das Zeichen und das ist die Sache des Neides, der blind ist und nicht weiß, daß diese Wiederholung an diesem Ort kein Fehler ist. Denn es giebt keine allgemeine Regel.

22.

Wer Gegensätze macht, indem er die Worte zwängt, gleicht denen, die um der Symmetrie willen falsche Fenstern machen. Ihr Gesetz ist nicht, richtig zu reden, sondern richtige Figuren zu bilden.

23.

Eine Sprache im Vergleich mit der andern ist eine Geheimschrift, worin die Worte in Worte verwandelt sind und nicht die Buchstaben in Buchstaben. Also ist jede unbekannte Sprache zu entziffern.

24.

Es giebt ein Muster der Lieblichkeit und Schönheit, das besteht in einer gewissen Uebereinstimmung unsrer schwachen oder starken Natur, wie sie nun ist, mit der Sache, die uns gefällt. Alles, was nach diesem Muster gebildet ist, gefällt uns wohl, Haus, Gesang, Rede, Vers, Prosa, Weiber, Vögel, Flüsse, Bäume, Zimmer, Kleider. Alles, was nicht nach diesem Muster ist, mißfällt denen, die guten Geschmack haben.

25.

Wie man sagt: poetische Schönheit, sollte man auch sagen mathematische Schönheit oder medicinische Schönheit. Allein man sagt es nicht und der Grund davon ist, daß man wohl weiß, was der Gegenstand der Mathematik und der Medicin ist, nicht aber weiß, worin das Wohlgefallen, welches der Gegenstand der Poesie ist, besteht. Man weiß nicht, was jenes natürliche Muster ist, welches man nach-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ahmen muß und weil man das nicht weiß, hat man gewisse verschrobene Redensarten erfunden „das goldne Zeitalter," „das Wunder unsrer Tage," „unseliger Lorbeer," „schönes Gestirn," u. s. w. und diesen Wortschwall nennt man poetische Schönheit. Aber wer sich nach diesem Muster eine Frau gekleidet denkt, der wird ein schönes Mädchen ganz bedeckt mit Spiegeln und messingenen Ketten sehen und statt sie hübsch zu finden, wird er sich nicht enthalten können über sie zu lachen, weil man besser weiß, worin der Liebreiz eines Weibes, als worin der Reiz eines Gedichtes besteht. Diejenigen aber, welche sich nicht darauf verstehen, würden sie vielleicht in diesem Aufzuge bewundern und es giebt genug Dörfer, wo man sie zur Königinn nehmen würde. Darum nennen auch manche die Sonnette, die nach diesem Muster gemacht sind, Dorfköniginnen.

26.

Wenn eine natürliche Darstellung eine Leidenschaft malt oder eine Begebenheit, so findet man in sich selbst die Wahrheit von dem, was man hört. Sie war in uns, ohne daß man es wußte und man fühlt sich gedrungen den zu lieben, der sie uns fühlbar macht; denn er giebt uns nicht eine Probe von seinem Gut, sondern von dem unsern und diese Wohlthat macht ihn uns liebenswürdig; wozu noch kommt, daß diese Gemeinschaft der Einsicht, die wir mit ihm haben, unser Herz geneigt macht ihn zu lieben.

27.

In der Beredsamkeit muß Angenehmes und Wahres sein; aber dieses Angenehme muß wahr sein.

28.

Wenn man die natürliche Sprache findet, wird man ganz überrascht und hingerissen, denn man erwartete einen Autor zu sehn und findet einen Menschen. Dagegen die, welche guten Geschmack haben und welche, wenn sie ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Buch sehen, einen Menschen zu finden meinen, die sind ganz betroffen einen Autor zu finden; plus poetice quam humane locutus est (er hat mehr dichterisch als menschlich geredet).

Die ehren recht die Natur, welche sie lehren, daß sie von allem sprechen könne, selbst von der Theologie.

29.

Was man zuletzt findet, wenn man ein Werk abfaßt, ist die Einsicht, was man zuerst stellen muß.

30.

Im Gespräch muß man den Geist nicht von einer Sache auf die andre wenden, es sei denn ihm zur Erholung; aber zur gelegenen Zeit und sonst nicht, denn wer außer der gelegenen Zeit Erholung geben will, der ermüdet. Man wird abgeschreckt und läßt alles liegen. So schwer ist es, vom Menschen etwas zu erlangen anders als durchs Vergnügen; das ist die Münze, für die wir alles geben, was man will.

31.

Welch ein leeres Ding ist doch ein Gemälde, das Bewunderung erregt wegen Aehnlichkeit der Dinge, deren Originale man nicht bewundert.

32.

Ein gleicher Sinn ändert sich nach den Worten, die ihn ausdrücken. Der Sinn erhält von den Worten seine Bedeutung statt sie ihnen zu geben.

33.

Wer gewohnt ist nach dem Gefühl zu urtheilen begreift nichts von den Gegenständen des Denkens, denn er will sogleich mit einem Blick eindringen und ist nicht gewöhnt erst die Principien zu suchen. Die andern hingegen, die gewohnt sind nach Grundsätzen zu denken, begreifen nichts von den Sachen des Gefühls, indem sie darin Principien suchen und nicht im Stande sind mit einem Blick zu sehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

34.

Die wahre Beredsamkeit spottet über die Beredsamkeit, die wahre Moral spottet über die Moral, d. h. die Moral der Vernunft spottet über die Moral des Verstandes, die ohne Regel ist.

35.

Alle die falschen Schönheiten, die wir an Cicero tadeln, haben Bewunderer in großer Zahl.

36.

Ueber die Philosophie spotten, das ist wahrhaft philosophiren.

37.

Es giebt viele Leute, die hören die Predigt eben so wie sie die Vesper *) hören.

38.

Die Flüsse sind Wege, die gehen und die tragen wohin man gehen will.

39.

Zwei ähnliche Gesichter, von denen keins für sich besonders zum Lachen reizt, die erregen neben einander durch ihre Aehnlichkeit Gelächter.

40.

Die Astrologen, die Alchymisten u. s. w. haben einige Principien, aber sie mißbrauchen sie. Der Mißbrauch der Wahrheiten muß aber eben so sehr gestraft werden als die Einführung der Lüge.

41.

Das kann ich Descartes nicht vergeben: er wäre gern in seiner ganzen Philosophie ohne Gott fortgekommen; aber er konnte sich nicht enthalten ihn einen Anstoß geben zu lassen um die Welt in Bewegung zu setzen, nachher hat er nichts mehr mit Gott zu thun.

*) Den katholischen Vespergesang.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Elfter Abschnitt.

Ueber Epiktet und Montaigne. *)

1.

Epiktet ist einer von den Philosophen der Welt, der am Besten die Pflichten der Menschen erkannt hat. Er will vor allen Dingen: er soll Gott als seinen Hauptgegenstand betrachten, soll überzeugt sein, daß er alles mit Gerechtigkeit regiere, soll sich ihm freudig unterwerfen und soll freiwillig in allem ihm folgen als dem, der alles nur mit sehr großer Weisheit thut, und so soll diese Stimmung alle Klagen und alles Murren anhalten und seinen Geist vorbereiten die traurigsten Ereignisse ruhig zu ertragen. Er spricht: „Sage nie: Ich habe das verloren, sage vielmehr: Ich habe es zurück gegeben, **) mein Sohn ist gestorben, ich habe ihn

*) Epiktet, ein Stoiker aus Hierapolis in Phrygien, geboren um 50 n. Chr., war zu Rom Sklave und nachher Freigelassener und starb zur Zeit Hadrians. Sein Schüler Arrian sammelte seine Schriften, das Handbuch (enchiridion) und vier Bücher philosophischer Gespräche. — Michael von Montaigne, geboren 1533 auf dem Schlosse Montaigne in Perigord, lebte ein ansehnliches Amt verwaltend und hernach ohne Amt in bedeutenden Verhältnissen zu Bordeaux, machte große Reisen und starb 1592. Er schrieb unter dem Titel „Versuche" (essais) eine Art von Memoiren, worin er sich selbst schildert, seine Geschichte erzählt und seine Gedanken über alle Gegenstände der Philosophie, Religion und über die verschiedensten Lebensbeziehungen mittheilt. Gelehrt, geistreich, genial, voll Kraft und Leben, ernst und doch frivol, ist er der erste Begründer der neuen französischen Prosa und Pascal, der als der zweite Begründer angesehen wird, verdankt ihm viel, so sehr er ihn auch bekämpft. Er schildert sich selbst bezeichnend genug mit den Worten: „Ich bin bald weise, bald ausgelassen, bald wahr, bald unwahr, keusch, unzüchtig, ferner verschwenderisch, freigebig und geizig und das alles, so wie ich mich umdrehe." Die Essais, zuerst edirt 1580, sind deutsch erschienen von Bode. Berl. 1793. Außer diesem hat M. noch eine Uebersetzung der natürlichen Theologie Raimunds von Sabunde aus dem Spanischen geliefert, von welcher weiter unten die Rede ist.

**) Ein merkwürdiges Zusammentreffen mit Hiob 1. 21. „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zurück gegeben; meine Frau ist gestorben, ich habe sie zurück gegeben. So sprich auch von den Gütern und von allem Uebrigen. Aber, sagst du, der, welcher es mir nimmt, ist ein böser Mensch. Warum kümmerst du dich darum, durch wen der, welcher es dir geliehen hat, es zurück fordern läßt? So lange er dir den Gebrauch davon gewährt, so habe darauf Acht als auf ein Gut, das einem andern zugehört, wie ein Reisender in einer Herberge thut."

„Du darfst nicht, sagte er weiter, begehren, daß die Dinge gehen, wie du es willst, sondern du mußt wollen, daß sie geschehen wie sie geschahen. Bedenke, setzt er hinzu, daß du hier einem Schauspieler gleichst und deine Rolle im Stück spielst, wie es dem Herrn gefällt sie dir zu geben. Giebt er dir eine kurze, so spiele sie kurz, giebt er dir eine lange, so spiele sie lang; sei auf der Bühne, so lange es ihm gefällt, erscheine darauf reich oder arm, nachdem er es angeordnet. Dein Geschäft ist es die Rolle gut zu spielen, die dir gegeben ist; sie zu wählen ist das Geschäft eines andern. Halte dir alle Tage vor Augen den Tod und die Uebel, welche die unerträglichsten scheinen und du wirst nie etwas Niedriges denken und nichts unmäßig wünschen."

Er zeigt auf tausenderlei Art was der Mensch thun soll. Er will, er soll demüthig sein, soll seine guten Entschlüsse, besonders am Anfange, verborgen halten und sie im Geheimen ausführen; denn nichts zerstört sie mehr als wenn man sie ans Licht bringt. Er wird nicht müde zu wiederholen, daß alles Forschen und Verlangen des Menschen darauf gehen soll den Willen Gottes zu erkennen und ihm zu folgen.

So vorzüglich waren die Einsichten dieses großen Geistes, der so gut die Pflichten der Menschen gekannt hat.

lobt!" nur tönt in Epikteis Spruche das Ich vor, als welches die Kraft haben soll zurück zu geben, wogegen in Hiobs Wort allein dem Herrn, der zurück nimmt, Macht und Ehre gegeben wird.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Glücklich wäre er gewesen, hätte er nur seine Schwachheit gekannt. Aber nachdem er so wohl verstanden hat, was man thun soll, verliert er sich in dem Dünkel von dem, was man kann. „Gott, sagt er, hat jedem Menschen die Mittel gegeben alle seine Pflichten zu erfüllen, diese Mittel sind immer in seiner Macht. Die Glückseligkeit muß man nur in den Dingen suchen, die immer in unsrer Gewalt sind, weil Gott sie uns zu dem Ende gegeben hat. Man muß sehen was in uns frei ist. Die Güter, das Leben, die Achtung sind nicht in unsrer Macht und führen nicht zu Gott, aber der Geist kann nicht gezwungen werden das zu glauben, wovon er weiß, daß es falsch ist, noch der Willen das zu lieben, wovon er weiß, daß es ihn unglücklich macht. Diese beiden Kräfte sind also völlig frei und durch sie allein können wir uns vollkommen machen, Gott vollkommen erkennen, ihn lieben, ihm gehorchen und gefallen, alle Laster überwinden, alle Tugenden erwerben und so uns heilig machen und in Gemeinschaft mit Gott treten." Diese stolzen Grundsätze führen Epiktet zu andern Irrthümern als z. B., daß die Seele ein Theil der göttlichen Substanz ist, daß der Schmerz und der Tod keine Uebel sind, daß man sich tödten darf, wenn man so verfolgt wird, daß man glauben kann Gott rufe uns u. s. w.

2.

Montaigne, in einem christlichen Staat geboren, bekennt sich zur katholischen Religion und darin ist nichts Besonderes; aber weil er darauf ausging eine Moral zu suchen, die auf die Vernunft gegründet wäre ohne das Licht des Glaubens, so faßt er seine Grundsätze nach dieser Voraussetzung und betrachtet den Menschen als verlassen, abgesehen von aller Offenbarung. Er stellt daher alle Dinge so allgemein in Zweifel, daß der Mensch zuletzt selbst zweifelt, ob er zweifelt und seine Ungewißheit sich um sich selbst dreht in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem beständigen Zirkel, ohne Rast, und auf gleiche Weise tritt er denen entgegen, die sagen, daß alles ungewiß sei, wie denen, die alles für gewiß halten, weil er nichts behaupten will. In diesem Zweifel, der an sich selbst zweifelt, und in diesem Nichtwissen, das von sich nichts weiß, darin besteht das Wesentliche seiner Meinung. Er kann sie mit keinem positiven Wort ausdrücken, denn wenn er sagt, daß er zweifelt, wird er sich untreu, da er doch wenigstens sein Zweifeln behauptet. Das ist nun förmlich gegen seine Absicht und so ist er genöthigt sich durch Fragen zu erklären, und da er nicht sagen will: „Ich weiß nicht," sagt er: „Was weiß ich?" das hat er sich zum Wahlspruch genommen und hat ihn in die Schaalen einer Wage eingegraben, welche die Gegensätze wiegend, sich immer in vollkommnem Gleichgewicht befindet. Mit einem Wort, er ist reiner Pyrrhonist. *) Alle seine Abhandlungen, alle seine „Versuche" drehen sich um diesen Grundsatz und das ist das einzige, was er recht fest stellen will. Gefühllos zerstört er alles, was unter den Menschen als das Gewisseste gilt, nicht um das Gegentheil auf zu stellen mit einer Gewißheit (welche allein er haßt), sondern nur um zu machen, daß wenn die Wahrscheinlichkeit auf beiden Seiten gleich ist, man nicht wisse, worauf man seinen Glauben setzen soll.

In diesem Geist spottet er über alle Behauptung. Er bekämpft z. B. diejenigen, welche durch die Menge und vermeintliche Gerechtigkeit der Gesetze gemeint haben ein großes Mittel gegen die Prozesse ein zu führen, als wenn man die Wurzel der Zweifel, woraus die Prozesse hervorsprossen, abschneiden könnte, als wenn es Dämme gäbe, welche den Strom der Ungewißheit auf zu halten und die Vermuthungen zu bezwingen im Stande wären. Er sagt bei dieser Gelegenheit, es würde eben so viel nützen seine Sache dem

*) S. Th. 2. A. 1. §. 1. in einer Anm.

ersten Vorübergehenden zu unterwerfen als den Richtern, die mit dieser Menge von Verfügungen gerüstet sind. Er hat nicht den Ehrgeiz die Ordnung des Staats ändern zu wollen, er maßt sich nicht an, daß seine Ansicht besser sei, er hält keine für gut. Er will bloß die Nichtigkeit der am Meisten angenommenen Meinungen beweisen, indem er zeigt, daß die Verwerfung aller Gesetze eher die Zahl der Händel vermindern würde als diese Menge von Gesetzen, die nur dazu dienen sie zu vermehren, weil die Schwierigkeiten wachsen, je mehr man sie wägt und die Dunkelheiten sich durch die Commentare vermehren, und daß das sicherste Mittel eine Rede zu verstehen das sei, sie nicht zu untersuchen, sondern sie zu nehmen, wie sie auf den ersten Anblick erscheint; denn sobald man sie beobachtet, verliert sich alle ihre Klarheit.

Nach diesem Grundsatz urtheilt er auf gut Glück über alle Handlungen der Menschen und über einzelne Stücke der Geschichte, bald in der einen, bald in der andern Weise, indem er seiner ersten Ansicht frei folgt, ohne seine Gedanken in die Gesetze der Vernunft zu zwängen, die, nach ihm, nur falsche Regeln hat. Er ist froh an seinem eignen Beispiel die Widersprüche eines und desselben Geistes in diesem ganz freien ungebundenen Wesen zu zeigen und so ist es ihm gleich sich beim Streiten zu ereifern oder nicht, denn er hat immer durch das eine wie durch das andre Beispiel ein Mittel die Schwäche der Meinungen zu zeigen und ist bei diesem allgemeinen Zweifel so sehr im Vortheil, daß er sich darin durch seinen Sieg wie durch seine Niederlage gleich fest macht.

Von diesem Standpunkt aus, so schwebend und schwankend er ist, bekämpft er mit unbesiegbarer Festigkeit die Ketzer seiner Zeit, weil sie behaupteten allein den wahren Sinn der Schrift zu kennen und von da aus donnert er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegen die gräßliche Frechheit derer, die zu behaupten wagen, daß kein Gott ist. Er nimmt sie besonders in der Apologie Raimunds von Sabunde vor. Er findet sie freiwillig aller Offenbarung beraubt, ihrem natürlichen Licht überlassen, allen Glauben bei Seite setzend und so fragt er sie, aus welcher Macht sie es unternehmen über dieses höchste Wesen zu urtheilen, das nach seiner eignen Definition unendlich ist, sie, die nicht eine einzige von den geringsten Dingen der Natur wahrhaft kennen! Er fragt sie, auf welche Grundsätze sie sich stützen und drängt sie ihm die zu zeigen. Er untersucht alle, die sie vorbringen können, und dringt mit dem Talent, worin er ausgezeichnet ist, so weit vor, daß er die Nichtigkeit aller der Grundsätze zeigt, die für die klarsten und festesten gelten. Er fragt: ob die Seele etwas erkennt, ob sie sich selbst erkennt, ob sie Substanz oder Accidens ist, Leib oder Geist, was jedes von diesen Dingen ist, und ob es nichts giebt, was nicht zu einer von diesen Classen gehört, ob sie ihren eignen Leib kennt, ob sie weiß was Materie ist, wie sie denken kann, wenn sie Materie ist und wie sie wieder mit einem besondern Leibe verbunden sein und dessen Empfindungen mitfühlen kann, wenn sie geistiger Natur ist. Wann hat sie angefangen zu sein? mit oder vor dem Leibe? endet sie mit ihm oder nicht? irrt sie sich nie? weiß sie, wann sie sich irrt? Da das Wesen des Irrthums darin besteht ihn zu verkennen.

Er fragt weiter: ob die Thiere überlegen, denken, sprechen, wer entscheiden könne, was die Zeit, der Raum, die Ausdehnung, die Bewegung, die Einheit ist, alles Dinge, die uns umgeben und ganz unerklärlich sind, was Gesundheit, Krankheit, Tod, Leben, Gutes, Böses, Gerechtigkeit, Sünde ist, wovon wir alle Stunden reden, ob wir in uns Principien des Wahren haben und ob die, welche wir glauben und die man Axiome nennt, oder Begriffe, die allen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Menschen gemein sind, mit der wesentlichen Wahrheit übereinstimmen. Da wir allein durch den Glauben wissen, daß ein vollkommen gutes Wesen sie uns als wahrhafte gegeben hat, indem er uns schuf, um die Wahrheit zu erkennen, wer kann ohne dieses Licht des Glaubens wissen, ob unsre Begriffe, aufs Gerathewohl gebildet, nicht unsicher sind, oder ob sie, von einem falschen und bösen Wesen gebildet, uns von demselben nicht falsch gegeben worden sind um uns zu verführen? Er zeigt damit, daß Gott und das Wahre unzertrennlich sind und daß, wenn das eine ist oder nicht ist, wenn es gewiß oder ungewiß ist, das andre nothwendig eben so sein muß. Wer weiß, ob der gemeine Menschenverstand, den wir gewöhnlich zum Richter über das Wahre nehmen, zu diesem Amte bestimmt worden ist von dem, der ihn geschaffen hat? Wer weiß was Wahrheit ist und wie kann man sich versichern sie zu haben, wenn man sie nicht kennt? Wer weiß selbst was ein Wesen ist, weil es unmöglich definirt werden kann, *) weil es nichts Allgemeineres giebt und man sich, um es zu erklären des Wesens selbst bedienen mußte, wenn man sagt: es ist dies oder jenes Ding? Da wir denn nicht wissen, was Seele, Leib, Zeit, Raum, Bewegung, Wahrheit, Gut und selbst nicht was Wesen ist, und eben so wenig den Begriff, den wir uns davon machen, erklären können, wie werden wir uns versichern, daß er derselbe ist in allen Menschen? Wir haben dafür kein andres Anzeichen als die Gleichmäßigkeit der Folgerungen, die nicht immer ein Zeichen von der Gleichmäßigkeit der Principien ist; denn diese können sehr verschieden sein und doch zu denselben Schlüssen führen, wie ja jedermann weiß, daß oft das Wahre sich aus dem Falschen schließen läßt.

Endlich untersucht Montaigne bis auf den Grund die Wissenschaften, die Mathematik, deren Unsicherheit er zu

*) Th. 1. A. 2. S. 102.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zeigen sucht an den Axiomen und den Ausdrücken, die sie gar nicht definirt, als Ausdehnung, Bewegung u. s. w. die Physik und Medicin, die er auf unzählige Art herabsetzt, die Geschichte, die Politik, die Moral, die Jurisprudenz u. s. w. So könnten wir, nach ihm, ohne die Offenbarung glauben, daß das Leben ein Traum ist, aus welchem wir erst im Tode erwachen und so lange es dauert, haben wir eben so wenig die Principien des Wahren als während des natürlichen Schlafs.

In dieser Art schilt er die vom Glauben entblößte Vernunft so stark und so schonungslos, daß er ihr zweifelhaft macht, ob sie vernünftig ist und ob die Thiere es sind oder nicht, ob sie es mehr oder weniger als der Mensch sind; er zwingt sie herab zu steigen von der Höhe, die sie sich beigemessen hat, und setzt sie aus Gnaden in Parallele mit den Thieren, ohne ihr zu gestatten diese Ordnung zu verlassen, bis sie durch ihren Schöpfer selbst unterrichtet sei von ihrem Rang, den sie nicht kennt. Er droht ihr gar, wenn sie muckt, sie zu aller unterst zu stellen, was ihm eben so leicht scheint als das Gegentheil, und giebt ihr Macht zu handeln, doch nur mit aufrichtiger Demuth ihre Schwäche zu erkennen statt sich mit thörichter Eitelkeit zu erheben.

Man kann nicht ohne Freude sehen, wie bei diesem Schriftsteller die übermüthige Vernunft so unwiderstehlich mit ihren eignen Waffen zerschmettert wird und wie eine so blutige Empörung des Menschen gegen den Menschen sich erhebt, welche ihn aus der Gemeinschaft mit Gott, zu der er sich durch die Lehren seiner schwachen Vernunft empor schwang, herab stürzt in den Stand der Thiere und den Diener eines so großen Rächeramtes würde man von ganzem Herzen lieben, wenn er, durch den Glauben ein demüthiger Jünger der Kirche, die Gesetze der Moral befolgt und die Menschen, die er so heilsam gedemüthigt, getrieben hätte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht mit neuen Frevelthaten den zu erzürnen, der allein sie aus den Sünden ziehen kann, welche sie, wie er ihnen bewiesen hat, nicht ein Mal zu erkennen im Stande sind. Aber er thut im Gegentheil als ein Heide; wir wollen seine Moral betrachten.

Aus dem Grundgesetz, daß außer dem Glauben alles in Ungewißheit ist und in Betracht der langen Zeit, da man das Wahre und das Gute sucht ohne irgend einen Erfolg zur Beruhigung schließt er, man soll das andern überlassen sich darum zu kümmern, man soll in Ruhe bleiben und leicht über diese Dinge hingehen um nicht ein zu brechen, wenn man fest auftritt, soll das Wahre und das Gute nehmen wie es zuerst erscheint, ohne es zu pressen, weil diese Dinge so wenig fest sind, daß sie, wenn man die Hand nur ein wenig zudrückt, zwischen den Fingern fortgehn und sie leer lassen. Er folgt also der Aussage der Sinne und den gemeinen Vorstellungen, weil er sich Gewalt anthun müßte sie zu verleugnen und er nicht weiß, ob er dabei gewinnen würde, da er nicht weiß, wo das Wahre ist. Er flieht auch den Schmerz und Tod, weil sein Instinct ihn dazu treibt und er aus demselben Grunde dem nicht widerstehen will. Aber er traut auch nicht zu sehr diesen Bewegungen der Furcht und möchte nicht so dreist sein aus ihnen zu schließen, daß dies wahrhafte Uebel seien, weil man ja auch Bewegungen der Freude fühlt, die man als schlecht anklagt, obgleich die Natur, sagt er, das Gegentheil spricht. „So habe ich denn, fährt er fort, nichts Abweichendes in meiner Lebensweise, ich handle wie die andern, und alles, was sie thun in der thörichten Meinung, daß sie dem wahren Glück folgen, das thue ich aus einem andern Grundsatz, nämlich weil die Wahrscheinlichkeiten von der einen wie von der andern Seite gleich sind und das Beispiel und die Bequemlichkeit die Gegengewichte sind, die mich mitziehen. *)

*) Er will etwas Besseres sein als der große Haufe und ist doch nichts

Er befolgt die Sitten seines Landes, weil die Gewohnheit ihn mitreißt; er besteigt sein Pferd, weil das Pferd es leidet, aber ohne zu glauben, daß es mit Recht sei, im Gegentheil er weiß nicht, ob dieses Thier nicht das Recht hat sich seiner zu bedienen. Er thut sich sogar einige Gewalt an um gewisse Laster zu vermeiden; er bewahrt die eheliche Treue wegen der Noth, welche den Ausschweifungen folgt. Die Regel seiner Handlungen ist in allem die Bequemlichkeit und die Ruhe. Weit weg also wirft er jene stoische Tugend, welche man mit einer strengen Miene malt, mit einem grimmigen Blick, mit sträubenden Haaren, mit gerunzelter Stirn und im Schweiß, in einer mühseligen und gespreizten Stellung, fern von den Menschen, in düsterm Schweigen und allein auf der Spitze eines Felsens, ein Phantom, sagt Montaigne, das gut ist die Kinder zu erschrecken und nichts thut als mit einer unausgesetzten Arbeit eine Ruhe suchen, zu der sie nie gelangt, wogegen seine Tugend naiv, vertraulich, munter, aufgeräumt und so zu sagen kurzweilig ist. Sie verfolgt was sie reizt und scherzt nachlässig mit den guten und schlechten Begegnissen, weich gelagert im Schooß der ruhigen Muße, von wo sie den Menschen, die das Glück mit so viel Mühe suchen, zeigt, daß es nur da ist, wo sie ruht und daß das Nichtwissen und das Nichtwissenwollen zwei weiche Kissen sind für einen schönen Kopf, wie er selbst sagt.

3.

Wenn man Montaigne liest und ihn mit Epiktet vergleicht, kann man sich nicht verhehlen, daß sie gewiß die bei-

anderes; die Jämmerlichkeit des irdischen Treibens erkennen und dennoch mitziehen mit der Masse, das ist eine um so größere Jämmerlichkeit. Wie traurig erscheint die „Blasirtheit" und die Weltlust in den Schriften des Verstorbenen, in der Cavalierperspektive von de Lelly u. a. m. Alle klagen und haben doch ihre Lust an dem, warüber sie klagen. Vgl. Th. 1 A. 7. §. 1. in einer Anm.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den größten Vertheidiger der beiden berühmtesten Parteien der ungläubigen Welt sind, und daß diese Parteien unter denen, welche die Menschen ohne das Licht der Religion bilden, die einzigen sind, die in gewisser Art Zusammenhang und Consequenz haben. In der That, was kann man ohne die Offenbarung anders thun als dem einen oder dem andern dieser beiden Systeme folgen? Das erste lautet so: es giebt einen Gott, also er ist der Schöpfer des Menschen, er hat ihn geschaffen für sich selbst, er hat ihn geschaffen, wie er sein mußte um gerecht zu sein und glücklich zu werden, also kann der Mensch die Wahrheit erkennen und er ist nahe daran sich durch die Weisheit bis zu Gott zu erheben, der sein höchstes Gut ist. Das zweite System lautet so: Der Mensch kann sich nicht bis zu Gott erheben, seine Neigungen widersprechen dem Gesetz, er fühlt sich gedrungen sein Glück in den sichtlichen Gütern zu suchen und selbst in der größten Schande, die es giebt; alles erscheint also ungewiß und ungewiß ist auch das wahre Glück, was uns darauf zurück zu führen scheint, daß wir weder eine feste Regel für die Sitten, noch eine Gewißheit in den Wissenschaften haben.

Es macht ein großes Vergnügen in diesen verschiednen Raisonnements zu bemerken, worin die einen und die andern etwas von der Wahrheit, die sie zu erkennen versuchten, gewahr geworden sind. Denn wenn es angenehm ist in der Natur das Verlangen zu beobachten, welches sie hat Gott ab zu bilden in allen seinen Werken, *) die einige Züge von ihm zeigen, weil sie Bilder von ihm sind, wie vielmehr ist es recht in den Erzeugnissen der Geister die Anstrengungen zu betrachten, die sie machen um zur Wahrheit zu gelangen und Acht zu geben, worin sie dahin kommen und worin sie sich verirren? Das ist der Hauptnutzen, den man von seinem Lesen ziehen soll.

*) Röm. 1. 20.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Quelle der Irrthümer Epiktets und der Stoiker einerseits und Montaigne's und der Epikuräer andrerseits scheint das zu sein, daß sie nicht gewußt haben, daß der Zustand des Menschen gegenwärtig verschieden ist von dem Zustande bei seiner Schöpfung. *) Die einen bemerkten einige Spuren seiner ersten Größe und wußten nichts von seinem Verderben und behandelten so die Natur als gesund und als bedürfe sie keines Wiederherstellers; und das führt sie auf den Gipfel des Stolzes. Die andern erfahren sein gegenwärtiges Elend und wissen nichts von seiner ersten Würde und behandeln so die Natur als nothwendig schwach und unverbesserlich und das stürzt sie in die Verzweiflung nie ein wahres Glück zu erlangen und von da in eine tiefe Niedrigkeit. Diese beiden Zustände mußte man zusammen erkennen um die Wahrheit zu finden und nur getrennt erkannt, führen sie nothwendig zu einem von diesen beiden Fehlern, zum Stolz oder zur Trägheit, worin unfehlbar alle Menschen vor der Gnade versunken sind, **) weil sie ihre Laster, wenn nicht aus Schlaffheit, nur aus Eitelkeit verlassen und immer Sklaven der Geister der Bosheit sind, denen man, wie der heilige Augustin anmerkt, in sehr vielen Weisen opfert.

Durch diese unvollständige Einsicht geschieht es also, daß die einen, die das Unvermögen und nicht die Pflicht kennen, in Gemeinheit herabsinken, und die andern, die nur die Pflicht kennen und nicht das Unvermögen, sich in ihrem Stolz erheben. Vielleicht möchte man meinen, daß man eine vollkommne Moral bilden könnte, wenn man sie verbände, aber aus ihrer Verknüpfung würde statt jenes Friedens nur ein Krieg und eine allgemeine Zerstörung erfolgen, denn, da die einen die Gewißheit, die andern den Zweifel,

*) Th. 1. A. 4. §. 37.
**) Th. 2. A. 4. §. 12. in einer Anm.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die einen die Größe des Menschen, die andern seine Schwäche aufstellen, so können sie sich nicht vereinigen und sich vertragen, sie können weder allein bestehn wegen ihrer Mängel noch sich vereinigen wegen des Gegensatzes ihrer Meinungen.

4.

Aber sie müssen sich zerscheitern und sich vernichten um Raum zu geben der Wahrheit der Offenbarung. Sie ists, welche die förmlichsten Widersprüche in Uebereinstimmung bringt mit einer rein göttlichen Kunst. Indem sie alles vereint, was es Wahres giebt, und alles vertreibt, was falsch ist, lehrt sie mit einer wahrhaft himmlischen Weisheit den Punkt, wo die entgegen gesetzten Principien, die in den rein menschlichen Systemen unvereinbar erscheinen, zusammenstimmen. Der Grund davon ist dieser: die Weisen der Welt haben die Widersprüche in ein und dasselbe Subject gesetzt, der eine schrieb der Natur die Stärke, der andre eben der Natur die Schwäche zu, was nicht zusammen bestehen kann; dagegen der Glauben lehrt uns sie in verschiedne Subjecte zu verlegen, alle Schwäche gehört der Natur, alle Kraft dem Beistande Gottes. Das ist die Vereinigung, erstaunenswerth und neu, die ein Gott allein lehren konnte, die er allein schaffen konnte und die nur ein Bild und eine Wirkung von der unaussprechlichen Vereinigung zweier Naturen in der einen Person eines Gottmenschen ist.

Auf diesem Wege führt die Philosophie unmerklich zur Theologie und es ist schwer sie nicht zu betreten, welche Wahrheit man auch behandele, denn sie ist der Mittelpunkt aller Wahrheiten und das tritt hier vollkommen hervor, weil sie so sichtbar das enthält, was in jenen entgegengesetzten Meinungen Wahres ist. Auch sieht man nicht, wie einer von ihnen eigentlich sich weigern kann ihr zu folgen. Sind sie voll von der Größe des Menschen, welche Vorstellungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haben sie sich davon gemacht, die nicht wichen den Verheißungen des Evangeliums, welche nichts anders sind, als der würdige Preis für den Tod eines Gottes? Und haben sie ihr Gefallen daran die Gebrechlichkeit der Natur zu beschauen, so kommt ihr Begriff gar nicht gleich dem Begriff der wahren Schwäche der Sünde, für welche derselbe Tod das Heilmittel gewesen ist. Beide Parteien finden hier mehr als sie verlangten und finden, was zu bewundern ist, eine bleibende Vereinigung, sie, die sich nicht verbinden konnten auf einer unendlich niedrigen Stufe!

5.

Die Christen brauchen im Allgemeinen wenig diese philosophischen Schriften zu lesen. Indessen Epiktet hat eine bewundernswürdige Kunst die Ruhe derer, die in den Außenwendigen die Ruhe suchen, zu stören und sie zu zwingen, daß sie erkennen, wie sie wahre Sklaven und erbärmliche Blinde sind und wie es unmöglich ist den Irrthum und den Schmerz, die sie fliehen, zu vermeiden, wenn sie sich nicht ohne Rückhalt Gott ganz allein hingeben. Montaigne *) ist unvergleichlich um den Stolz derer, die, ohne den Glauben, sich einer wahrhaften Gerechtigkeit rühmen, zu Schanden zu machen, um diejenigen, welche ihre Meinung festhalten und unabhängig von dem Dasein und den Eigenschaften Gottes in den Wissenschaften unerschütterliche Wahrheiten finden wollen, aus ihrem Irrthum zu reißen und um die Vernunft von der Geringfügigkeit ihres Lichts und von ihren Verirrungen so gut zu überzeugen, daß nicht leicht

*) So kann auch jeder Widersacher des positiven Christenthums heilsam wirken. Er zeigt die Unhaltbarkeit und das Gefährliche der verkehrten Richtungen nachsichtslos und reinigt damit den Boden, wenn auch das, was er selbst da aufbauen will, nichts taugt. So hat Strauß viel falsche Theologie vollends vernichtet; er gehört mit in die Entwickelungsreihe und dient wider Willen dem Glauben, wenn er auch selbst fiel in der Versuchung die Geheimnisse zu verwerfen, worin er Widersprüche findet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

darnach die Versuchung entsteht, die Geheimnisse wegen der Widersprüche, die man darin zu finden glaubt, zu verwerfen, denn der Geist ist dadurch so gedemüthigt, daß er weit entfernt ist darüber zu urtheilen, ob die Geheimnisse möglich sind, was der große Haufen nur zu oft thut.

Aber Epiktet, indem er die Trägheit bekämpft, führt zum Stolz und könnte schädlich werden für die, welche nicht von der Verderbtheit aller Gerechtigkeit, die nicht aus dem Glauben kommt, überzeugt sind. *) Montaigne aber ist unbedingt verderblich für diejenigen, die einigen Hang zur Gottlosigkeit und zu den Lastern haben.

Daher muß das Lesen dieser Schriften mit sehr viel Sorgfalt, Unterscheidung und Rücksicht auf den Zustand und die Sitten derer, die es unternehmen, geregelt werden. Aber wenn man sie verbindet, können sie, scheint es, nur einen guten Erfolg haben, weil die eine das Böse der andern aufhebt. Freilich können sie nicht die Tugend geben, aber sie beunruhigen in den Lastern, denn der Mensch findet, daß die Gegensätze, von denen der eine den Stolz, der andre die Trägheit vertreibt, ihn bekämpfen, und kann in keinem von diesen Lastern durch seine Vernünfteleien sich beruhigen und doch auch nicht alle fliehen.

Zwölfter Abschnitt.

Ueber den Stand der Grossen. **)

1.

Um zur wahren Kenntniß von Ihrem Stande zu gelangen, betrachten Sie ihn in folgendem Bilde.

*) „Was nicht aus dem Glauben gehet das ist Sünde.“ (Röm. 14. 23; 3. 25.) „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen.“ (Hebr. 11. 6.)

**) Diese Worte sind gerichtet an den Herzog von Roannez (s. Leben

Ein Mensch wurde durch den Sturm auf eine unbekannte Insel geworfen, deren Einwohner in Noth waren ihren König zu finden, der sich verloren hatte, und da dieser Mensch zufällig viel Aehnlichkeit an Gestalt und Gesicht mit jenem König besaß, so wurde er für diesen gehalten und von dem ganzen Volke als König anerkannt. Anfangs wußte er nicht, was er thun sollte, aber zuletzt beschloß er sich seinem guten Glück zu überlassen. Er nahm also alle die Ehren an, die man ihm bezeugen wollte und ließ sich als König behandeln.

Aber da er doch seinen natürlichen Stand nicht vergessen konnte, dachte er zu gleicher Zeit, wenn er diese Ehrenbezeugungen empfing, daß er nicht der König wäre, welchen das Volk suchte und daß dieses Reich ihm nicht zugehörte. So hatte er denn einen doppelten Gedanken, nach dem einen handelte er als König, nach dem andern erkannte er seinen wahren Zustand und sah ein, daß nur der Zufall ihn an die Stelle, wo er war, geführt hatte. Er verbarg diesen letzten Gedanken und offenbarte den ersten; nach dem ersten verfuhr er mit dem Volk und nach dem letzten mit sich selbst.

Meinen Sie nicht, daß das ein geringerer Zufall sei, wodurch Sie die Reichthümer, über die Sie gebieten, gefunden haben, als der Zufall, durch welchen jener Mensch den Thron fand. Sie haben daran kein Recht weder von sich selbst noch von Ihrer Natur, eben so wenig als jener und Sie sind nicht bloß Sohn eines Herzogs, sondern sind auch selbst in der Welt nur durch eine Menge von Zufällen. Ihre Geburt hängt ab von einer Verheirathung oder vielmehr von allen den Verheirathungen derer, von denen Sie abstammen. Aber wovon hängen diese Verheirathungen ab? Von einem

S. 40. Anm.). Die Verhältnisse haben sich freilich seitdem geändert. Der Adel hat nicht mehr das Vorrecht wie zu Pascals Zeit, aber es giebt eine bevorrechtete Classe der Geldreichen und der Geistreichen, die vieles von dem, was hier gesagt wird, beherzigen sollten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gelegentlichen Besuch, von einem Gespräch im Freien, von tausend unvorhergesehenen Gelegenheiten.

Sie besitzen, sagen Sie, Ihre Reichthümer von Ihren Vorfahren. Aber gehörten dazu nicht tausend Zufälligkeiten, daß Ihre Vorfahren sie erworben und sie Ihnen erhalten haben? Tausend andre, eben so tüchtig wie Sie, konnten sie nicht erwerben oder haben sie wieder verloren, nachdem sie sie erworben. Denken Sie vielleicht auch, daß diese Güter auf einem natürlichen Wege von Ihren Vorfahren auf Sie übergegangen sind? Das ist nicht wahr.

Diese Ordnung beruht nur allein auf dem Willen der Gesetzgeber, *) die ihre guten Gründe gehabt haben können sie fest zu stellen, aber keiner von diesen Gründen ist gewißlich von einem natürlichen Recht hergenommen, welches Sie an diese Dinge haben möchten. Wenn es ihnen gefallen hätte zu verordnen, daß diese Güter, nachdem die Väter sie während ihres Lebens besessen, wieder nach ihrem Tode an den Staat zurück fallen sollten, so würden Sie keinen Grund haben sich darüber zu beklagen.

Auf diese Weise ist jeder Titel, durch welchen Sie Ihr Gut besitzen nicht auf die Natur, sondern auf eine menschliche Einrichtung gegründet. Eine andre Wendung in den Gedanken derer, welche die Gesetze abgefasst haben, hätte Sie arm gemacht und nur dieses Zusammentreffen des Zufalls, durch den Sie geboren wurden, mit der Laune der Gesetze, was sich für Sie so günstig gefunden hat, ist es, was Sie in den Besitz aller dieser Güter setzt.

Ich will nicht behaupten, daß sie Ihnen nicht gesetzmäßig zugehören und daß es einem andern frei stünde sie Ihnen zu nehmen, denn Gott, welcher der Herr über die Güter ist, hat den Gesellschaften erlaubt Gesetze über deren Vertheilung zu machen und wenn diese Gesetze ein Mal

*) Th. 1. A. 6. §. 18. S. 143.

festgestellt sind, ist es Unrecht sie zu übertreten. Das unterscheidet Sie ein wenig von jenem Mann, von welchem wir erst sprachen, welcher sein Königreich nur durch den Irrthum des Volks besitzen würde, denn Gott würde diesen Besitz nicht bestättigen und würde ihn verpflichten demselben zu entsagen, statt daß er den Ihrigen bestättiget. Aber was Sie ganz mit jenem gemein haben, ist, daß Ihr Recht daran, eben so wenig als das seinige gegründet ist auf irgend eine Eigenschaft und irgend ein Verdienst, das in Ihnen ist und Sie dessen würdig macht. Ihre Seele und Ihr Leib stehen an sich selbst gleich wenig im Verhältniß zum Stand eines Kahnschiffers oder eines Herzogs und es giebt kein natürliches Band, welches Sie mehr an den einen als an den andern Stand knüpfen sollte.

Was folgt daraus? Sie müssen wie jener Mann, von dem wir gesprochen, einen doppelten Gedanken haben und wenn Sie äußerlich mit den Menschen nach Ihrem Range umgehen, müssen Sie verborgner aber wahrer bei sich denken, daß Sie von Natur nichts vor ihnen voraus haben. Wenn der öffentliche Gedanke Sie über den großen Haufen erhebt, so erniedrige Sie der andre und halte Sie in einer vollkommnen Gleichheit mit den Menschen; denn das ist Ihr natürlicher Stand.

Das Volk, welches Sie bewundert, kennt vielleicht nicht dies Geheimniß. Es glaubt, daß der Adel eine wirkliche Größe ist und betrachtet beinahe die Großen, als wären sie andere Wesen als die andern Menschen. Klären Sie ihnen diesen Irrthum nicht auf, wenn Sie wollen; aber mißbrauchen Sie nicht diese Erhebung mit Uebermuth und vorzüglich verkennen Sie sich nicht selbst, daß Sie glauben sollten, Ihr Wesen wäre etwas Erhabeneres als das der andern Menschen.

Was würden Sie von jenem Manne sagen, der durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Irrthum des Volkes König geworden, wenn er nun so sehr seinen natürlichen Stand vergäße, daß er sich einbildete, das Königreich käme ihm zu, er verdiente es und es gehörte ihm von Rechtswegen? Sie würden seine Narrheit und Tollheit bewundern. Aber ist die geringer bei den Großen, die in einem so seltsamen Vergessen ihres natürlichen Standes dahin leben?

Wie wichtig ist diese Warnung! Denn alle die Heftigkeit, alle die Gewaltthätigkeit und alle der Stolz der Großen kommen nur davon her, daß sie nicht erkennen was sie sind. Wer sich innerlich allen Menschen gleich stellt und überzeugt ist nichts in sich zu haben, was jene kleinen Vorzüge verdient, die Gott ihm vor den andern Menschen gegeben hat, der wird nicht leicht sie mit Uebermuth behandeln. Dazu muß man sich selbst vergessen und muß glauben einen wirklichen Vorzug vor ihnen zu haben, und darin besteht eben diese Täuschung, die ich Ihnen zu enthüllen versuche.

2.

Es ist gut, daß Sie wissen was man Ihnen schuldig ist, damit Sie sich nicht anmaßen von den Menschen zu fordern was Ihnen nicht gebührt; denn das wäre eine offenbare Ungerechtigkeit und doch ist sie sehr häufig bei Leuten Ihres Standes, weil sie dessen Natur nicht kennen.

In der Welt sind zwei Arten von Größe, durch Menschen eingesetzte und natürliche Größe. Die eingesetzte Größe hängt vom Willen der Menschen ab, die, mit Grund, gemeint haben gewisse Stände achten und an sie gewisse Ehren knüpfen zu müssen. Die Würden und der Adel sind von dieser Gattung. In einem Lande ehrt man die Adeligen, im andern die Bürgerlichen, in jenem die Alten, in diesem die Jungen. Warum das? Weil es den Menschen

so gefallen hat. *) Die Sache war gleichgiltig vor der Einsetzung, nachdem diese erfolgt, wird es recht, weil es unrecht ist sie zu stören.

Die natürliche Größe ist die, welche unabhängig ist von der Laune der Menschen, weil sie in den wirklichen und wahrhaften Eigenschaften der Seele und des Leibes besteht, welche die eine oder den andern schätzenswerther machen, als z. B. die Wissenschaften, die Einsicht, der Geist, die Tugend, die Gesundheit, die Kraft.

Wir sind der einen Größe sowohl als der andern etwas schuldig, aber da sie verschiedne Natur haben, sind wir ihnen auch verschiedne Achtung schuldig. Der Größe der Einsetzung sind wir auch Ehren der Einsetzung schuldig, d. h. gewisse äußere Gebräuche, die indessen, wie wir gezeigt haben, von einer innerlichen Anerkenntniß der Gerechtigkeit dieser Ordnung begleitet sein müssen, die uns aber keine wirkliche Eigenschaft erkennbar machen in denen, welche wir in dieser Art ehren. Mit den Königen muß man kniend sprechen, in dem Zimmer der Fürsten muß man stehen. Es ist eine Thorheit und eine Gemeinheit des Geistes ihnen diese Pflichten zu verweigern.

Aber die natürlichen Ehren, die in der Achtung bestehen, die sind wir nur der natürlichen Größe schuldig und im Gegentheil Verachtung und Abscheu sind wir schuldig den Eigenschaften, welche jener natürlichen Größe entgegengesetzt sind.

Weil Sie Herzog sind, ist es nicht nothwendig, daß ich

*) Doch wohl etwas dialektisches Spiel! Wo ist ein Land, wo man die Jungen so ehrt? Wo hat sich der Unterschied der Stände durch Einsetzung der Menschen, denen es so gefallen hat, gebildet? Plato und Rousseau mochten den Staat nach Ideen construiren, in der Wirklichkeit hat er sich immer gebildet als eine göttliche Ordnung, so viel auch immer Menschenwerk dabei war. Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. (Röm. 13. 1.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sie achte, aber es ist nöthig, daß ich Sie grüße. Sind Sie ein Herzog und ein ehrenwerther Mann, so werde ich der einen und der andern dieser Eigenschaften geben, was ich ihr schuldig bin. Ich werde Ihnen nicht die Höflichkeiten verweigern, die Ihrem Stande als Herzog gebüren, noch die Achtung, welche dem ehrenwerthen Mann zukommt. Wären Sie aber Herzog ohne ein ehrenwerther Mann zu sein, so würde ich Ihnen auch Ihr Recht thun, ich würde Ihnen die äußern Gebräuche, welche die Ordnung der Menschen an Ihren Stand geknüpft hat, gewähren und dabei nicht unterlassen gegen Sie die innere Verachtung zu hegen, welche die Niedrigkeit Ihres Geistes verdiente.

Hierin besteht die Gerechtigkeit jener Pflichten und die Ungerechtigkeit besteht darin, daß man die natürlichen Ehren an die eingesetzte Größe knüpft, oder die Ehren der Einsetzung für die natürliche Größe fordert. Herr N. ist ein größrer Mathematiker als ich. In dieser Eigenschaft will er vor mir den Vorrang haben, ich werde ihm sagen, daß er davon nichts versteht. Die Mathematik ist eine natürliche Größe, sie verlangt einen Vorzug der Achtung; aber einen äußern Vorzug haben die Menschen damit nicht verbunden. Ich werde also vor ihm den Rang einnehmen und werde ihn mehr achten als mich, in seiner Eigenschaft als Mathematiker. Eben so wenn Sie als Herzog und Pair nicht damit zufrieden wären, daß ich vor Ihnen unbedeckt bleibe, und wollten noch, daß ich Sie achtete, so würde ich Sie bitten mir die Eigenschaften zu zeigen, die meine Achtung verdienen. Thun Sie das, so haben Sie sie erworben und ich könnte sie Ihnen mit Recht nicht verweigern; thun Sie es aber nicht, so wären Sie ungerecht sie von mir zu begehren, und wahrhaftig Sie würden es auch nicht erlangen und wenn Sie der größte Fürst der Welt wären.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3.

Ich will Sie also Ihren wahren Stand erkennen lehren, denn das ists, was die Personen Ihrer Art von allem in der Welt am Wenigsten kennen. Was heißt das nach Ihrer Meinung ein großer Herr sein? Das heißt Herr sein über mehre Gegenstände der Begierde für die Menschen und sodann die Bedürfnisse und Wünsche vieler befriedigen können. Eben diese Bedürfnisse und Wünsche ziehen sie in Ihre Nähe und machen sie Ihnen unterwürfig; ohne das würden sie Sie nicht ein Mal ansehen; aber sie hoffen durch diese Dienste und diese Ehrerbietigkeit, die sie Ihnen erweisen, einen Theil von den Gütern zu erlangen, die sie begehren und über welche Sie, wie sie sehen, verfügen.

Gott ist umgeben von Menschen voll Liebe, welche von ihm die Güter der Liebe, die in seiner Macht sind, erflehen, so ist er ganz eigentlich der König der Liebe.

Sie sind eben so umringt von einer kleinen Anzahl von Menschen, über die Sie in ihrer Art König sind. Diese Leute sind voll Begierde, und bitten Sie um die Güter der Begierde. Es ist die Begierde, was dieselbe an Sie knüpft, Sie sind also eigentlich ein König der Begierde. Ihr Reich hat wenig Ausdehnung, aber in der Art des Königthums sind Sie den größten Königen der Erde gleich. Diese sind wie Sie Könige der Begierde. Die Begierde ist es, was ihre Stärke macht, d. h. der Besitz der Dinge, welche die Begehrlichkeit der Menschen wünscht.

Aber indem Sie Ihren natürlichen Stand erkennen, gebrauchen Sie die Mittel, die demselben eigen sind und wollen Sie nicht durch ein andres Mittel herschen als durch das, welches Sie zum König macht. Nicht Ihre Kraft und Ihre natürliche Gewalt macht Ihnen alle diese Menschen unterthan. Denken Sie also nicht sie mit Gewalt zu beherschen noch mit Härte zu behandeln. Befriedigen Sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre gerechten Wünsche, schaffen Sie ihnen Erleichterung in ihren Nöthen, setzen Sie Ihr Vergnügen darin wohlthätig zu sein, fördern Sie sie, so viel Sie können und Sie werden als wahrer König der Begierde handeln.

Was ich Ihnen sage, geht nicht sehr weit und wenn Sie dabei stehn bleiben, so werden Sie sich gewiß zu Grunde richten; aber wenigstens werden Sie es als Ehrenmann thun. Es giebt Leute, die sich so thöricht ins Verderben stürzen durch Geiz, durch Rohheit, durch Ausschweifung, durch Gewaltthat; durch Heftigkeit, durch Lästerung. Der Weg, den ich Ihnen eröffne, ist ohne Zweifel ehrenwerther; aber es ist immer eine große Thorheit sich ins Verderben zu stürzen, und darum müssen Sie nicht hier stehen bleiben. Verachten müssen Sie die Begierde und deren Königreich und streben nach jenem Reich der Liebe, wo alle Unterthanen nur Liebe athmen und nichts begehren als die Güter der Liebe. Dahin werden andere als ich Ihnen den Weg weisen; mir genügt es Sie von jenen rohen Wegen abgebracht zu haben, auf welchem ich viele Personen von Stande sehe, die sich hinreißen lassen, weil sie deren wahre Natur nicht recht kennen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf